Nachrichten

aus dem Loch im Mehlsack

Periodikum des Fördervereins Raußmühle e.V.
Nr. 4 April 2014

Liebe Mitglieder und Freunde der Raußmühle,

im beginnenden Jahr 2014 scheint es ja nun keinen „harten“ Winter mehr zu geben, obwohl durch die Klimazonenverschiebung noch alles drin sein kann. Für uns als Förderverein Raußmühle e.V. bedeutet das ein langes, intensives Jahr mit verschiedenen Projekten und Veranstaltungen.
Für die Restaurierungsmaßnahmen im Bachbett, an der Fachwand vor dem Mühlradfragment, hat uns das Landesdenkmalamt jetzt endlich 4.000,00 Euro bewilligt. Dieses Geld muss bis Ende 2014 abgerufen und die Maßnahmen abgenommen sein. Die gesamten Arbeiten haben wir mit ca. 20.000,00 Euro veranschlagt. D.h. wir müssen einen großen Teil Eigenarbeit erbringen und vielleicht auch noch ein paar Sponsoren finden. Steinmaterialien aller Art liegen bereit und warten auf die Hände und den Kopf, die diese in die richtige Position bringen, um die notwendigen Voraussetzungen für eine spätere Wassereinleitung zu schaffen. Das Wasser und der Bau des Mühlrades sind die hauptsächlichen Ziele unserer Bemühungen. Beraten werden wir durch zwei professionelle Wasserbauingenieure, die umfangreichen Arbeiten sollen mit Hilfe unserer Mitglieder und hoffentlich auch reisender Wandergesellen durchgeführt werden. Sobald Termine feststehen, werden wir uns melden.

Auch in diesem Jahr dürfen wir unser 2. Projekt – die Steingasse 4 – nicht aus den Augen verlieren. In den nächsten Wochen gibt es ein Gespräch mit OB Holaschke, in dem die Mithilfe der Stadt besprochen wird, die ja ein großes Interesse an der Restaurierung des zweitältesten Hauses hat, da für Gäste, die Eppingen mit dem Zug besuchen, unser Gebäude den 1. Eindruck der „alten Fachwerkstadt“ ausmacht. Hier werden wir einen wichtigen Beitrag leisten, wenn es auch länger dauern mag, als wir uns das anfänglich vorgestellt haben.

Aus dem Fundus des „Archivs für die Geschichte des ländlichen Lebens“ laufen derzeit noch 2 gut besuchte, große Ausstellungen. In der „Alten Uni“ (städt. Museum) ist bis Mitte März die Geschichte der Feuerabendziegel unter dem Titel „Zauber auf dem Dach“ zu besichtigen. Die aufwändige Gestaltung mit den Hauptformen der Ziegeltypen und einem Exkurs in die Kulturgeschichte des Hexenglaubens wird in näherer Zukunft in unserer Gegend nicht mehr zu sehen sein.
Das Museum im Schafhof in Maulbronn zeigt bis 23. Februar die Mausefallensammlung „Von Mäusen und Menschen“. Dazu in unserem Heft noch ein paar Zeitungsausschnitte.

Für unsere „Gespräche am Schäferkarren“ versuchen wir gerade Dr. Andreas Schwab für einen Vortrag über die noch existierende (und das seit 40 Jahren) Landkooperative Longo maï zu gewinnen. Diese Pioniere einer gelebten Utopie waren für unser RM-Projekt schon immer ein großes Vorbild (wie F. Dähling sagt).

Wir hoffen, dass ihr uns weiterhin mit Ideen, Kritiken, Arbeitshilfen und Unterstützung bei unseren „Pflichtveranstaltungen“ (Tag des Museums, Mühlentag, Tag des offenen Denkmals) zur Seite stehen werdet. Last but not least möchten wir uns bei all jenen bedanken, die uns seither so tatkräftig geholfen haben, sei es an unseren öffentlichen Veranstaltungen oder bei unseren Bauvorhaben sowie auch bei den nicht unerheblichen landwirtschaftlichen Aufgaben.

Doris Stein und Frank Dähling-Jütte im April 2014
für die Vorstandschaft des
Fördervereins Raußmühle e.V.

Echtes Herzgespann oder Löwenschwanz: eine echte Heilpflanze aus früheren Zeiten

Unter den vielen besonderen Pflanzen die in den verschiedenen Biotopformen der Raußmühle bei Eppingen einen festen Platz errungen haben, gibt es eine, die unter den seit längerem bekannten Heilpflanzen eine wichtige Stellung hat. Und obwohl die Pflanze in älteren Zeiten ein wichtiger Teil der „Materia Medica“ war und einer ihrer Namen sogar auf ihre Heilkraft deutet, ist sie heute vielen Gärtnern und Wanderern nahezu unbekannt. Ja, sie ist sogar teilweise in Vergessenheit geraten.

Wer sie sieht und nicht kennt, dem ist sie ein Rätsel, weil ihre Form von anderen bekannten Lippenblütlern, wie z. B. von Wildem Majoran, Basilikum, Thymian, Minze usw. so abweichend ist. Selbst manche angehende Botaniker, die Echtes Herzgespann oder Löwenschwanz (*Leonurus cardiaca*) noch nie begegnet sind, vermuten beim ersten Blick der Pflanze eine Zugehörigkeit zu den Hanf- oder zu den Hahnenfußgewächsen, weil die handförmig geteilten und spitz endenden Blätter der Pflanze eine gewisse Ähnlichkeit zu den Merkmalen dieser Familien andeuten könnten. Aber dies ist nicht so und ist rein auf evolutionäre Konvergenz zurückzuführen. Das Echte Herzgespann ist ein waschechter, Jahre lang ausdauernder Lippenblütler.

Mit einer durchschnittlichen Wuchshöhe von nahezu 1,5 Meter, die aber auch gern überschritten wird, ist sie eine stattliche Pflanze. Wo sie Fuß fasst und sich wohl fühlt wächst bald an der Stelle ein Bestand, der sich rasch ausbreiten kann. Die unteren 5- bis 7-lappigen Blätter können bis zu 18 cm in Durchmesser wachsen. Wenn man den Blick entlang der verzweigten Stängel nach oben erhebt wird merkbar, dass die oberen Blätter allmählich kleiner und eher 3-lappig werden. Alle Stängel sind 4-eckig und steif. Die buschige grüne bis tiefgrüne Pflanze ist zudem überall ordentlich behaart und dies gibt den Infloreszenzen an den Stängelspitzen ein grau-weißlich angehauchtes Aussehen. Am Ende des oberen Stängels sind kleine, haarige, rosafarbene Blüten an immer kleiner werdenden, steifen, dichten und ringförmig angeordneten Kränzen inmitten kleinen Tragblätter angebracht, so dass die Infloreszenzen tatsächlich den Blüten des Hanfes sehr ähneln.

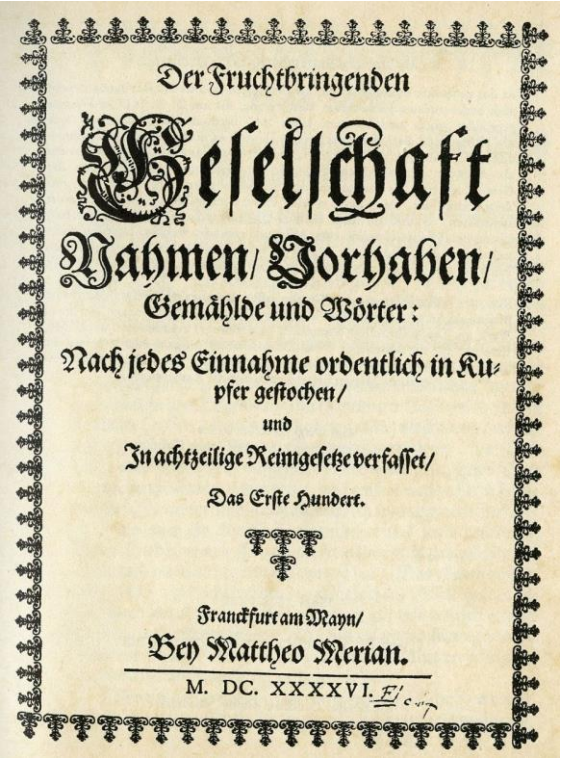
Die Pflanze ist in Deutschland und ganz Europa ein Archäophyt und ihr Verbreitungsraum reicht bis nach Sibirien im Osten. Sie fängt an im Frühling aus den vom letzten Jahr gebliebenen unterirdischen Teilen zu wachsen, erreicht in Juni ihre normale Wuchshöhe

und fängt an ebenfalls am Ende dieses Monats oder anfangs Juli zu blühen. Die Samen werden vom Wind und von Vögeln verbreitet. Langsam geht die Pflanze ein oder trocknet aus, so dass im Herbst und Winter höchstens noch skelettierte Reste zu sehen sind. Und im nächsten Jahr geht das Ganze nochmals vom Anfang los, nur es kommen vom Basisbestand immer neue Triebe und Stängel hinzu. Auf diese Weise wächst der Bestand.

Wenn man den Namen Löwenschwanz hört und die Pflanze sieht, kann man diese Bezeichnung sofort verstehen. Aber der andere Name, Herzgespann, deutet besser auf die wahren Eigenschaften des Heilkrauts: viele alte Überlieferungen zeigen auf eine beruhigende, lindernde und schmerzstillende Wirkung in der Brust bei Problemen, die vom Herz stammen – also „Herzgespann“ oder eine Spannung im Herzen. Auch wird sie unterstützend bei Schilddrüsenüberfunktion eingesetzt. Die Pflanze enthält u. a. Iridoidglykoside, Flavonide und Leonurin. Wissenschaftliche Forschungen unterstützen die Angaben über ihre heilende Wirkung. Weder gibt es entkräftende Aussagen bezüglich der Wirkung der Pflanze, noch existieren Berichte über eine nachteilige oder gar giftige Wirkung. Bereits im ersten, in der deutschen Sprache gedruckten Kräuterbuch „Gart der gesuntheit“ (1485) wurde die Pflanze unter dem Namen Cordica und ihre Wirkung gegen Magendrücken und Herzbeschwerden beschrieben. Paracelsus und Leonhart Fuchs berichteten von heilsamer Wirkung gegen Krämpfe. Das 1554 erschienene Cruyedeboeck von Rembert Dodoens empfiehlt eine in Wein zubereitete Lösung gegen Depressionen und anderen Krankheiten, die nicht direkt mit dem Herzen zu tun haben. In neuster Literatur [Rätsch: Enzyklopädie der Psychoaktiven Pflanzen] und in anderen Büchern über Heilkräuter werden von Tees, Auszügen und gar vom Rauchmittel beschrieben, die eine Idee von der Art der Einnahme der Pflanze wiedergeben.

Die Pflanze wächst an verschiedenen Stellen der Raußmühle und hat sich ganz ohne menschliches Zutun sogar bis in den Innenhof der Mühle eingeschleppt. Ästhetisch sieht die Pflanze zugleich schön und imposant aus. Sie erfreut das Auge und die Sinne umso mehr nachdem man weiß, was sie ist, wofür sie eingesetzt werden kann und wie heilend sie wirkt. In der Raußmühle ist sie gern gesehen und es ist oft von ihr die Rede.

Dennis Halazs



Der Fruchtbringenden

Gesellschaft

Nahmen/ Vorhaben/

Gemählde und Wörter:

Nach jedes Einnahme ordentlich in Kupfer gestochen/

und

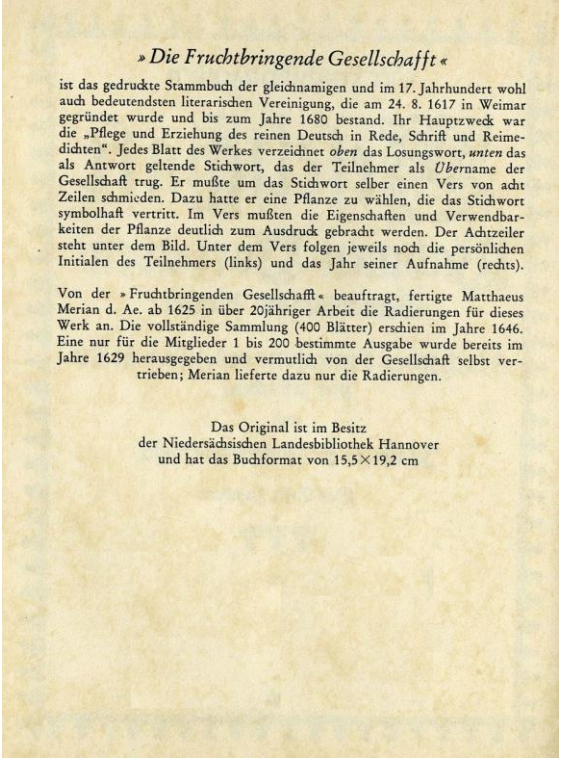
In achtzeilige Reimgesetze verfasset/

Das Erste Hundert.

Franckfurt am Mayn/

Bey Mattheo Merian.

M. DC. XXXXVI.



»Die Fruchtbringende Gesellschafft«

ist das gedruckte Stammbuch der gleichnamigen und im 17. Jahrhundert wohl auch bedeutendsten literarischen Vereinigung, die am 24. 8. 1617 in Weimar gegründet wurde und bis zum Jahre 1680 bestand. Ihr Hauptzweck war die „Pflege und Erziehung des reinen Deutsch in Rede, Schrift und Reimedichten". Jedes Blatt des Werkes verzeichnet *oben* das Losungswort, *unten* das als Antwort geltende Stichwort, das der Teilnehmer als *Über*name der Gesellschaft trug. Er mußte um das Stichwort selber einen Vers von acht Zeilen schmieden. Dazu hatte er eine Pflanze zu wählen, die das Stichwort symbolhaft vertritt. Im Vers mußten die Eigenschaften und Verwendbarkeiten der Pflanze deutlich zum Ausdruck gebracht werden. Der Achtzeiler steht unter dem Bild. Unter dem Vers folgen jeweils noch die persönlichen Initialen des Teilnehmers (links) und das Jahr seiner Aufnahme (rechts).

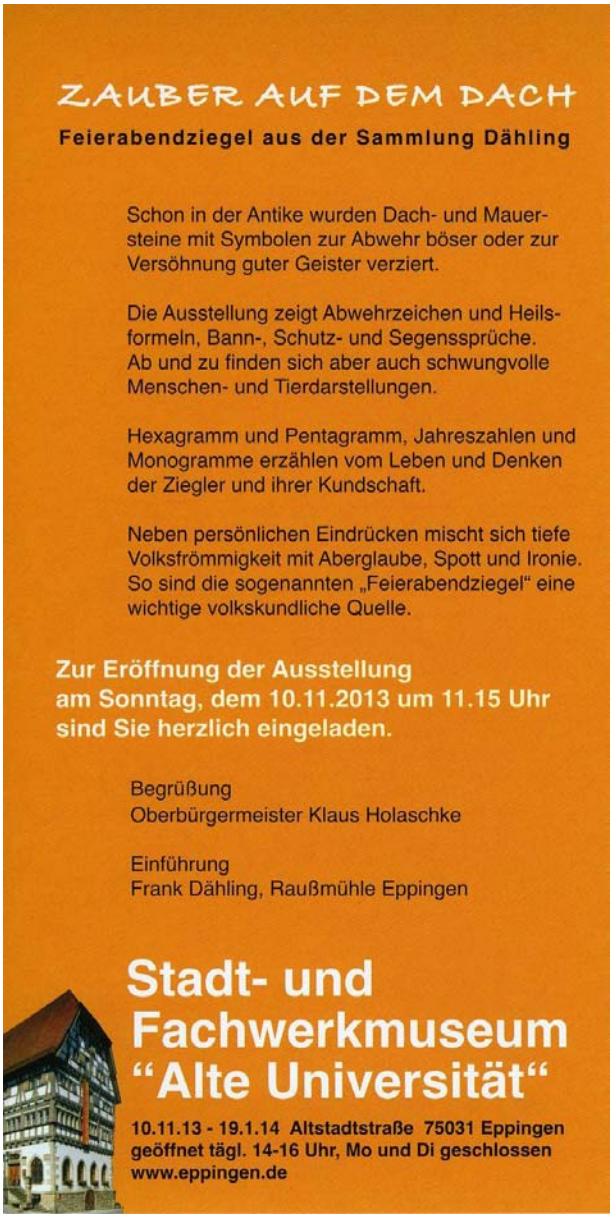
Von der »Fruchtbringenden Gesellschafft« beauftragt, fertigte Matthaeus Merian d. Ae. ab 1625 in über 20jähriger Arbeit die Radierungen für dieses Werk an. Die vollständige Sammlung (400 Blätter) erschien im Jahre 1646. Eine nur für die Mitglieder 1 bis 200 bestimmte Ausgabe wurde bereits im Jahre 1629 herausgegeben und vermutlich von der Gesellschaft selbst vertrieben; Merian lieferte dazu nur die Radierungen.

Das Original ist im Besitz
der Niedersächsischen Landesbibliothek Hannover
und hat das Buchformat von 15,5×19,2 cm

Einführung zur Ausstellung

„Zauber auf dem Dach“ Ende 2013

Wenn Sie bei Gelegenheit einmal den Pfeiferturm besteigen und aus 30 m Höhe einen Blick über die Altstadt von Eppingen werfen, werden Sie erstaunt sein, wie wenig altgedeckte Dächer noch erhalten sind. Die Zeit der handgestrichenen und im Feuer gebrannten Dachziegel scheint endgültig vorbei zu sein. Der hauptsächlich in Süddeutschland vorkommende Biberschwanz, seiner Form wegen so genannt, ist selten geworden. Ähnliches gilt für die hessische S-Pfanne, eine Weiterentwicklung der Mönch-Nonnendeckung, die wiederum auf den alten römischen Ziegel zurückgeht und ebenso für den bayerisch-fränkischen Krempziegel, welcher wohl der erste Falzziegel ist. Die Objekte des alten Zieglerhandwerks sind nur noch in Museen und privaten Sammlungen zu sehen und wenn man bedenkt, dass hier nur ein Bruchteil dieser ausdrucksstarken Volkskunst Eingang gefunden hat, kann man ermessen, was hier als Quelle der Geschichte unserer Vorfahren verloren gegangen ist. Noch bis in die 80er Jahre des 20. Jahrhundert hat es in Eppingen viele Biberschwanzdächer und einige spätmittelalterliche Priebendächer gegeben.



Der 1870 erfundene Falzziegel aus Ton und Zement, Eternittafeln und riesige Plastik- und Aluplatten haben die Dachlandschaften in eine gleichförmige Wüste verwandelt, in der Farbe, Licht, Schatten und Reflexe verschwunden sind. Heute heißt es: Hauptsache es ist dicht und gerade.

Auf alten Dächern sind von tausenden von Hand gestrichenen Ziegel, je einer oder auch mal ein paar wenige, besonders gestaltet. Man hat sich angewöhnt, sie Feierabendziegel zu nennen.
Da die Ziegler nach der Stückzahl der gefertigten Ziegel bezahlt wurden, blieb wenig Zeit für Verzierung oder aufwändige Sonderwünsche. Tagespensum war 800-1000 Stück.

Das Zieglerhandwerk war eine schwere Arbeit. In einem Gutachten von 1789 für den Markgrafen von Baden heißt es: „Der Ziegler treibt ein für die menschliche Gesellschaft nützliches und nötiges Gewerbe, dem ohngeachtet arbeitet er hart, lebt kümmerlich und stirbt arm.“

Die Ziegeleien lagen wegen der Feuergefahr außerhalb der Dörfer, waren anfangs Kleinbetriebe und die ganze Familie musste mithelfen, meist war noch eine kleine Landwirtschaft dabei.

Die ältesten Dachziegel nach den römischen stammen von der Aureliuskirche in Hirsau. Sie sind aus dem 11./12. Jahrhundert. Datierte gibt es erst ab 1441 vom Kloster Herrenalb.

Ziegeldächer waren im 15./16. Jahrhundert sehr selten. Trotz der immer wieder erlassenen Bau- und Feuerverordnungen gegen die Stroh- und Holzschindeldächer gab es 1928 in Laichingen auf der Alb noch 30 Strohdächer.

Das Ziegeljahr begann meist am Josefstag, dem 19. März, und endete am Gallustag, dem 16. Oktober.

Einige Klöster, z.B. das bereits 1361 bestehende Kloster Bernstein, verzierten ihre Produkte mit holzgeschnitzten Modeln. Nach 1806 siegelten die Pächter mit ihren Namen, z.B. 1817 Bernhard Flammer, 1844 Valentin Noll und Johannes Amann.

Mit Fingern, Nägel und Kämmen, Dachschindeln etc. wurden je nach Fähigkeit des Zieglers Heils- oder Abwehrzeichen, Namen, Sprüche, Jahreszahlen, Ortsnamen etc. in den noch nicht gebrannten Ton eingeritzt.

Es gibt viele Symbole, die immer wieder vorkommen. Z.B. das Malzeichen, im Sinne der Vermehrung, die Raute als Fruchtbarkeitszeichen, das Rad, als Sonnensymbol, der Lebensbaum als uraltes heidnisches Heilszeichen, das oft auch in Form von Blumen erscheint.

Die Hand ist eines der ältesten Abwehrsymbole gegen das Böse, sowie ein Schutzzeichen gegen Diebstahl und den bösen Blick. Scheren gelten als Mittel gegen Hexen, der Galgen steht gegen böses Anwünschen. Immer wieder sieht man halbe und ganze Sonnen, die mit ihren lebensspendenden Strahlen Fruchtbarkeit darstellen. Viertelsonnen gelten als Hexenbesen, die wahrscheinlich von der Mistel abgeleitet sind.

Der Drudenfuß, das sogenannte Pentagramm, muss in einem Zug gezeichnet und völlig geschlossen sein, um seine absolute Wirkung zu erzielen.

Der Sechsstern, auch Hexagramm genannt, findet sich häufig auf Wiegen, Milchtöpfen, Bierkrügen und Wirtshausschildern. Er solle das Gute anziehen und das Böse fernhalten.

Ein Firstziegel mit Schreckgesicht ist beschriftet: „Ich bin der Öberst auf dem Dach bin immer auf der Wach“.

Zahlreich sind die Jesusmonogramme, das Herz Jesu, die drei Kreuznägel, das Doppelbalkenkreuz des Heiligen Zacharius, als Pestkreuz, die Heilig-Geist-Taube und das Lamm Gottes.
All diese Zeichen sind ein Schutz des Hauses und im Volk tief verwurzelt. Man muss halt daran glauben.
In Knittlingen hieß es, wenn's wieder mal durchs Dach regnete, weil die Ziegel nicht dicht waren (zu schwach gebrannt): „nimm's halt ra, wenn's regnet". Und wenn die Nase abbrach, sagte ein Ziegler aus Calw: „Wenn du an der Nase so lang ausgehängt wirst, so bricht sie auch ab."
Bald werden die letzten handgestrichenen und im Feuer gebrannten Dachziegel endgültig verschwunden sein und somit schweigt eine reiche Quelle volkstümlicher Vorstellungen, die aus der Welt des alten magischen Denkens unserer Vorfahren stammt. Retten wir aber die letzten Zeugnisse dieser verschwindenden Volkskunst. Tübingen z.B. kauft überall die letzten Biberschwänze, um ihre Denkmäler der Baukunst damit originalgetreu einzudecken. Icmh hoffe mit dieser Ausstellung mehr Bewusstsein über den ästhetischen und historischen Wert der letzten alten Dächer zu wecken.

Exkurs zum

Hexenglauben

Aberglaube hat Konjunktur – trotz Aufklärung, Rationalität, Wissenschaft, High-Tech. Horoskope, Maskottchen, Glücksmagnete heute – Ochsenköpfe, Alraunen, Himmelsbriefe früher. Hinter solchen Gegenständen verbergen sich Hoffnungen, Wünsche, Ängste.
Aberglaube ist die deutsche Übersetzung und Fortführung des lateinischen Religionsbegriffs superstitio.
Geister, Dämonen und Hexen bedrohten Mensch, Tier, Haus und Hof. Diese Auffassungen gehen auf vorchristliches Gedankengut zurück. Diese Bewohner der Nachtseite verschafften sich Zutritt über das Dach, Kamin, Fenster, Tür und Tor. Mit einem Gegenzauber sollten diese abgewehrt werden: Schädel von Pferden, Rindern, Katzen, Hunden und Ziegen. Tote oder noch lebende Tiere wurden unter der Türschwelle, dem Herd, beim Grundstein vergraben (Sündenböcke).

Neid-, Schreckköpfe, Schutzfiguren, Kleiekotzer, Medusen- und Gorgonenhäupter waren an gefährdeten Stellen angebracht. Die apotropäische Bedeutung wird von alten Schädelkulten hergeleitet. Schädel erfüllten den Zweck, Angst zu erzeugen und abzuschrecken.

Vom 13. – 18. Jahrhundert herrschte als Ausdruck gesellschaftlicher Ängste der Hexenglauben vor. Hagasuza, die auf dem Zaun Sitzende, führte im Verbund mit dem Teufel zur Vorstellung einer gefährlichen Teufelsbrut, Pakt und Buhlschaft mit dem Teufel, Ketzerei, Gotteslästerung, Schadenszauber, Flug durch die Lüfte, Tierverwandlungen etc.

Abwehrmittel gegen Hexerei waren z.B.: Pentagramm (Drudenfuß), Hexagramm, Sieben- Acht- Neunstern, Sichel, Sense, Messer, Schere, Besen, Hufeisen,

Truden- oder Schradlgatterl,

Gebilde aus fünf, sieben oder neun geflochtenen Spänen aus geweihtem Holz,

Amulette und Talismane.

Was ist eine Hexe?

„Sobald eine Frau dem Teufel gehört und in seinen Diensten mit zauberischen Mitteln Unheil stiftet, ist sie eine Hexe oder Hägsche. Althochdeutsch lautet der Name Hagzisse, altniederdeutsch Hagedisse. Hans Peter Dürr nennt sie, „die auf dem Zaun Sitzende“, die Hagazussa, die auf dem Zaun zwischen Wildnis und Zivilisation sitzt. Die Hagedissen waren wahrscheinlich Priesterinnen des „Heiligen Hags“ der göttlichen Jungfrauen oder Idisen, vielleicht sogar den Walküren verwandte Waldgöttinnen. Als solche bezeichnet sie der Name Walriderske, den sie in niederdeutschen Gegenden führen und dadurch erklärt es sich auch, warum sie durch die Lüfte reiten, an Gelagen teilnehmen, welche der in den Teufel verkehrte Wotan abhält und sich vorzugsweise in Katzen verwandeln, die der Freya heilig waren. Allmählich wurden dann mancherlei von den Zauberinnen anderer Völker auf sie übertragen.“ (Josef Ullrich: Volkssagen aus dem Gesenke)“

Der altgermanische Glaube war mit der Christianisierung nicht verschwunden. In geheimen Zirkeln wurde er nachts an abgelegenen Plätzen weitergepflegt.

Alte Frauen, die die althergebrachten Gebräuche bewahrten und ausübten, kamen in den Verdacht der Zauberei und der Buhlschaft mit dem leibhaftigen Teufel. Überkommene alte Zauber-, Heil- und Weihesprüche wurden als Hexerei verschriehen. So wurde das Festhalten an alten Bräuchen vom Mittelalter bis in die Zeit nach dem 30-jährigen Kriege, allmählich mit den unvorstellbaren Schauprozessen des Hexenwahns geahndet.

Die Hexe, ein altes mageres Weib mit Buckel, runzligem Gesicht, Warze auf der Hakennase und zahnlosem Mund, konnte in vielerlei Gestalt auftreten. Als Katze schlich

sie in die Ställe, rollte als Strohbüschel hinter den Leuten her, das sich aber plötzlich in eine Katze mit feurigen Augen verwandelte. Ursprünglich gab es nur weibliche Hexen. Aber auch Männer verschrieben sich dem Bösen und wurden als Hexenmeister verfolgt.

Ein übliches Teufelswerk war die Verhexung der Kühe, so dass sie statt Milch eine blutige Flüssigkeit gaben oder dass die Milch keine Butter ergab. Aber auch große Mengen Milch aus einem Bauernhof waren verdächtig. Die Hexen machten das Vieh unfruchtbar und trieben Leute, die ihnen gegnerisch gesonnen waren, in den Tod.

Es war nicht leicht, eine Hexe zu erkennen. Aber das Volk hatte seine Erfahrungen. Wenn eine Frau nach dem Abendläuten Wäsche wusch, galt sie als Hexe. Wenn jemand nach einem weiblichen Besuch im Augenblick, da dieser das Haus verließ, Spülicht nach drei Seiten goss, rechts, links und in die Mitte, musste sich die Besucherin umwenden, wenn sie eine Hexe war; wenn ein Besen, der in der Nähe der Tür lehnte, umfiel, war die Frau, die als nächste hereinkam, eine Hexe.

Das Bündnis mit dem Bösen brachte Gewinn. Die Zauberer waren im Stande, die Milch, die eine fremde Kuh im Euter hatte, aus den Zipfeln eines Tuches heraus zu melken. Die Eppinger Milchhexe melkt die Milch aus dem Stiel einer Axt, die in einen Balken geschlagen wurde. Sie konnten die Zukunft voraussagen und nachdem sie ihren Körper mit Hexensalbe eingerieben hatten, auf Ofengabeln oder Besen durch die Luft fahren.

Die Hexensalbe war ein geheim gehaltenes Rezept aus Bilsenkraut, dem gefleckten Schierling, dem Stechapfel, der Alraune (Mandragora) und vielen anderen Zutaten. Der Flug beginnt mit dem Spruch: „Auf und davon und nirgendwo an.“

Die Tanzplätze auf dem Blocksberg und die sexuellen Orgien mit Abschwörung des Christentums und der Kopulation mit dem Leibhaftigen waren der Höhepunkt des hexenhaften Lebens.

Das Ende der Hexen war immer sehr traurig. Die einen erhängten, die anderen ertränkten sich. Die meisten aber erwürgte der Teufel. Wer in die Hände der irdischen Richter fiel, wurde nach unvorstellbaren Folterungen auf dem Scheiterhaufen verbrannt.

Oft wurde das Leben und Wirken einer Hexe erst nach ihrem Tod bekannt. Es wird berichtet, dass Personen, die man schon immer in Verdacht hatte, Hexe oder Hexerich zu seinem dadurch auffielen, dass der Sarg nach ihrem Tod so schwer war, dass er kaum von der Stelle zu bringen war. Von einem „berühmten“ Hexenmeister waren drei Tropfen seines Blutes so schwer, dass sie von einem starken Mann nicht getragen werden konnten. Es wird berichtet, dass die Hexen, während ihr Leichnam in die Erde gesenkt wurde, auf dem Dachfirst saßen und die Totengesänge mitsangen. Oft entstiegen sie ihren Gräbern, hockten auf den Friedhofsmauern und bewarfen die Vorübergehenden mit Stöcken und Steinen. Wurde die Hexe auf Anraten eines Hexenbeschwörers ausgegraben, zeigten sich

an ihrem Körper Anzeichen, an denen man erkannte, dass sie sich während ihres Lebens dem Teufel verschrieben hatte. Solche Zeichen waren Unverwüstlichkeit, lebhafte Farbe des Fleisches, Biegsamkeit der Glieder und Fließen des Blutes nach Stichen und Schnitten in den Körper. Manchmal lagen sie auch verkehrt herum im Sarg. Auch waren ihnen Kiele gewachsen, die sich zu Federn und Flügeln entwickelten. Es wurde behauptet, dass die Hexe zur Nachtzeit ihr Grab verlasse, um den Schlafenden und frisch beerdigten Leichen das Blut auszusaugen und andere zu gleichem Tun „anzublasen“. Der Vampyrglaube war im 17. Jahrhundert überall vorhanden.

Tote Hexen und Vampyre wurden ausgegraben und ihr Leichnam auf der Grenze dreier Gemeinden verbrannt. Erst dann hörten sie auf die Menschen zu beunruhigen.

Als Mittel gegen den Hexenzauber nutzte man auch die Kräuter des Würzwisches. Es war ein geweihtes Kräuterbündel, das am 15. August (Mariä Himmelfahrt) in der Kirche vom Pfarrer geweiht worden war und gewöhnlich aus Ringelrosen (Calendula officinalis), Baldrian, Minze, Dill, Wermut, Dost, Meisterwurz (Imperatoria), Rainfarn (Tanacetum) und Königskerze bestand. Weihungen sind auch heute noch in der katholischen Kirche üblich. (Würzwisch aus Rohrbach (Nachlass W. Fränznik)).

Sollte verhindert werden, dass die Hexen ins Haus eindringen, schrieb man mit geweihter Kreide auf den Türsturz die Buchstaben „C + M + B“ (Caspar, Melchior, Balthasar). Um das Eindringen in die Ställe zu verhindern grub man Grassoden aus und legte sie verkehrt herum auf die Türschwelle. Über den Eingang musste ein Büschel Johanniskraut gehängt werden. Lehnte man am Samstagabend einen Besen mit dem Stiel nach unten an die Stalltür, konnten die Hexen dem Vieh nichts anhaben.

Waren die Kühe aber schon verhext, nahm man drei Stückchen Holz von 3 Schweinetrögen und 3 Türschwellen, gab Kuhhaare und Dünger hinzu und räucherte die Kühe damit ein.

Gab eine Kuh statt Milch nur Blut, so stellte man diese Brühe in einem neuen Topf aufs Feuer, das mit neunerlei Holz angemacht war. Dadurch wurde die Verhexerin von der Hitze so gequält, dass sie Gnade erflehte, setzte man das Kochen fort, bis der Topf zersprang, so musste die Hexe sterben.

Im Alltag eines arbeitsreichen bäuerlichen Lebens war es fast unmöglich, nicht durch das eine oder andere Vorkommnis in den Verdacht zu geraten, eine Hexe zu sein. Denunziationen waren an der Tagesordnung und wenn ein Verfahren wegen Hexerei eingeleitet war, war es fast immer aussichtslos mit dem Leben davon zu kommen. Nicht jede Hexe hatte einen so intelligenten Sohn, wie die alte Keplerin. Und so starben viele Hunderttausende einen unvorstellbar grausamen Tod.

Frank Dähling - Jütte

RNZ 13.1.14

Ein Drudenfuß schützt gegen Hagedissen

Gut besuchte Sonderführung in der Ausstellung „Magie auf dem Dach" in der „Alten Universität" mit Frank Dähling

Von Ines Schmiedl

Eppingen. Mit viel Fach- und Detailswissen führte jetzt Frank Dähling auf Einladung der Heimatfreunde durch die Sonderausstellung „Magie auf dem Dach", die noch bis Mitte März im Stadt- und Fachwerkmuseum „Alte Universität" zu sehen ist. Der Großteil der Exponate gehört Dähling, der seit fast vier Jahrzehnten auf der Raußmühle lebt und Dingen des Alltags, die sonst womöglich längst verschwunden wären, in seinem Archiv für die Geschichte des ländlichen Lebens ein Obdach bietet.

Dachziegeln etwa, so genannten Feierabendziegel, die allerdings nichts mit dem Feierabend zu tun haben, sondern denen früher eine magische Bedeutung zugeschrieben wurde. Denn sie wurden vom Ziegler auf Wunsch des Bauherrn mit Glückssprüchen oder Abwehrsymbolen bemalt und kosteten auch extra.

Abwehr auf dem Dach? „Ja, gegen Hexen, denn laut Aberglauben konnten die „Hagedissen" fliegen", so Dähling. Und so glaubte man, mit magischen Symbolen, etwa heidnischen Lebensbäumen, mit Fingerblumen oder dem Drudenfuß die „Zaunreiterinnen" vom eigenen Zuhause abhalten zu können. Auf einigen Ziegeln findet man auch christliche Symbole, eine Ähre etwa. In den Verdacht, eine Hexe oder ein Hexenmeister zu sein, ist man indessen schnell gekommen, erklärte Dähling.

Frank Dähling (links) schwärmt für alte Dachziegel. Foto: Schmiedl

Viele Symbole auf den magischen Ziegeln sollen Hexen abwehren. Foto: Schmiedl

„Wenn ein Besen umfiel, der nächste, der zur Tür herein kam, war eine Hexe – lautete eine Vorstellung". Oder wenn eine Frau nach dem Abendläuten noch Wäsche wusch, konnte sie ebenfalls schnell für eine Hexe gehalten werden.

Ein Pentagramm ist nicht so häufig auf den Ziegeln zu finden, weil selbst der Zeichner davor Angst hatte, es zu zeichnen. Das Zeichen schiebt nämlich das Böse weg. Anders als das Hexagramm, das öfter zu finden ist und welches das Gute anzieht, so die Legenden. Dieser Glaube an Schutz- und Abwehrzauber sei tief im Volke verwurzelt gewesen, erklärt der Fachmann weiter.

So gab es auch Symbole, die den Bauern wichtig waren, weil sie für die Fruchtbarkeit ihrer Tiere oder für eine gute Ernte sorgen sollten. Eine Raute ist beispielsweise so ein „Wunderzeichen". Ziegel, mit denen vorher Kirchendächer gedeckt waren, galten als wundersam. Dabei war hingegen der Beruf des Zieglers ein eher verachteter gewesen. Die Ziegler hätten meist am Ortsrand gelebt, weil beim Ziegelbrennen eine gewisse Feuergefahr für umliegende Gebäude ausging.

Auch über die unterschiedlichen Ziegelarten hat Frank Dähling ein umfangreiches Wissen. Ob Biberschwanz, Riebendach oder Doppelmönch, die Formen sind sehr vielseitig. Leider verschwinden immer mehr dieser schönen alten Ziegel und bald gebe es „keine Dachlandschaften mehr, sondern nur noch eine gleichförmige Dachwüste", so Dähling. Gleichwohl er natürlich die Vorteile eines dichten Daches zu schätzen weiß, denn zeitweise hatte er in der Raußmühle bei Regen 40 Gefäße auf dem Dachboden stehen – unter den undichten Stellen.

Buch mit sieben Ziegeln

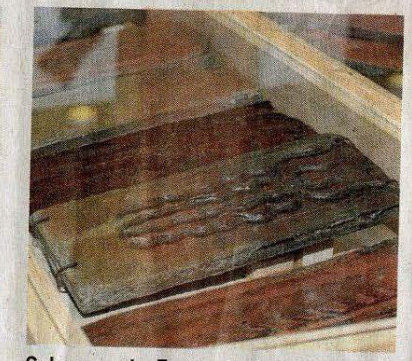
EPPINGEN *Schau in Alter Universität: Dächer erzählen Geschichten, wenn man sie zu lesen weiß*

Von unserer Redakteurin
Ulrike Plapp-Schirmer

Gut besucht war die Ausstellungseröffnung „Zauber auf dem Dach" in der Alten Universität. Eng ging es zu zwischen den zahlreichen Exponaten, die Frank Dähling über die Jahre hinweg zusammentrug. Mit Museumsleiter Peter Riek konzipierte er die Schau, der Bauhof schreinerte die Unterkonstruktionen. „Die Ausstellungen mit ihm ziehen immer am meisten Publikum", sinnierte Riek später. Und obwohl die Themen Dählings oft speziell, manchmal sogar spröde erscheinen, spiegeln sie doch das ganze Leben, meist vergangenes Leben, wider.

Sehenswert Für die neue Ausstellung in der Alten Universität lohnt es sich, Zeit mitzubringen. Es gibt viel zu sehen und einiges zu lesen. Wer sich die Mühe macht, Hinweis um Hinweis durchzugehen, wird mit einigen Aha-Erlebnissen belohnt. Denn natürlich haben Ziegel etwas mit dem Betrachter zu tun, natürlich sind alte Ziegel ein Kulturgut, das viel über das Leben der Altvorderen erzählen kann. „Wenn man sich interessiert", wie Frank Dähling sagt. „Das Zieglerhandwerk", erklärte er in seiner Einführung, „war ein schweres Handwerk. Die Ziegler arbeiteten hart, lebten kümmerlich und starben arm." Dabei war ihre Arbeit wesentlich.

Den „Zauber auf dem Dach" schauen sich Mutter und Tochter genau an.



Sehenswerte Exponate hat Frank Dähling über die Jahre zusammengetragen.

Viele der Ziegel sind mit Symbolen versehen, die den Schutz nicht nur vor Regen und Sturm, sondern auch vor bösen Geistern versprechen. Rauten, Hexenschlingen, Pentagramme, Kreuze, Ähren, Blumen, Sonnen, Scheren oder der Abdruck einer Kinderhand auf den alten lassen Ziegel von heute fast herzlos erscheinen. „Heute heißt es bloß: Hauptsache dicht und g'rad." Frank Dähling hält das für „die Armut unserer Zeit". Er empfiehlt, einmal wachen Blickes auf den Pfeifferturm zu steigen und die Dächer der Eppinger Altstadt anzuschauen: „Sie werden erstaunt sein, wie wenig Biberschwanzdächer es noch gibt." Die Zeit der handgestrichenen und in Feuer gebrannten Ziegel, so Dähling, „ist vorbei".

Regelmäßiger Gast Frank Dähling ist mit seinen Sammlungen regelmäßig Gast in der Alten Uni. Bürgermeister Peter Thalmann erinnerte sich in seiner Eröffnungsrede an eine Ausstellung mit Mausefallen, eine mit Korb- und Flechtwaren, mit Schlüsseln, Fenstern oder Maltersäcken, mit Alltagsgegenständen also wie den Ziegeln, die von nun an bis 19. Januar im unteren Stock der Alten Uni zu sehen sind, als Ergänzung zur Dauerausstellung.

Dähling leiste mit seinen Sammlungen einen Beitrag zur Architekturgeschichte, sagte der Baubürgermeister. „Historische Dächer gehen mehr und mehr verloren. Und das geht einher mit einem Verlust an Schönheit und Historie."

Objekte des Zieglerhandwerks befänden sich nur noch in Museen oder in Privatsammlungen bedauerte Frank Dähling. Er nennt die alten, handgearbeiteten Ziegel einen „verloren gegangenen historischen Schatz". Dass wenigstens das Wissen darum erhalten bleibt, dazu leistet diese Ausstellung einen Beitrag.

Übrigens: Spätgotische Spitzbiber, die einst auf dem Dach der Alten Uni lagen, decken heute einen Teil der Raußmühle Frank Dählings.

Hintergrund

Zauber auf dem Dach

Abwehrzeichen und Heilsformeln, Bann-, Schutz- und Segenssprüche auf Ziegeln – das findet sich in der Ausstellung. Sie ist täglich außer montags und dienstags von 14 bis 16 Uhr geöffnet. Führungen mit Frank Dähling können über das Kulturamt der Stadt, Telefon 07262 9201116, gebucht werden. Informativ ist auch: www.raussmuehle.de. *rik*

Neidköpfe:
Heidnischer Abwehrzauber an mittelalterlichen Gebäuden

Zu den Gepflogenheiten der vorchristlichen Kelten gehörte es, Schädel erschlagener Feine an der Außenseite der eigenen Bauten anzubringen, um dadurch drohenden Schaden abzuwehren und mögliche Angreifer abzuschrecken. In der kulturgeschichtlichen Forschung spricht man mit dem Blick auf derartige, in der modernen Welt kaum nachvollziehbaren Gebräuchen, von „apotropäischen Handlungen“, abgeleitet von dem altgriechischen Wort „apotropaion“, was so viel wie „Unheil abwenden“ bedeutet. Apotropäische Handlungen finden sich in mannigfacher Form auch bei anderen vorchristlichen Völkerschaften. So war, wie Grabungsfunde vor allem aus Skandinavien belegen, bei verschiedenen germanischen Stämmen der Brauch verbreitet, einen getöteten Hund unter der Eingangsschwelle des Hauses zu vergaben – er sollte die gleiche Funktion erfüllen, wie die abgetrennten Menschenschädel, die aus dem keltischen Bereich überliefert sind.

Vereinzelt belegt ist dieser Art des Schutzzaubers, wenn auch in leicht abgewandelter Form, übrigens auch im Kraichgau: bis ins 17. / 18. Jahrhundert hinein war es hier zuweilen üblich, unter der Türschwelle eine tote Katze zu begraben. Ein mumifiziertes Exemplar (aus dem Fundus des „Archivs für die Geschichte des ländlichen Lebens“ auf der Raußmühle in Eppingen) war in den neunziger Jahren in der großen „Hexen“-Ausstellung des Badischen Landesmuseums Karlsruhe ebenso zu sehen, wie in der Ausstellung „Anno 1504. Der Landshuter Erbfolgekrieg in Südwestdeutschland“, die das Brettener Museum im Schweizer Hof im Jahre 2004 zeigte.

Die Christianisierung Europas führte allmählich zur Durchsetzung neuer religiöser Glaubensgrundlagen. Doch war die Christianisierung kein einmaliger Akt, sondern ein längerer Prozess, der sich über rund 1500 Jahre hinzog. In Litauen, dem letzten europäischen Land, dessen Bewohner sich schließlich dem Christentum zuwandten, dominierten noch bis ins 16. Jahrhundert hinein vorchristlich-heidnische Glaubensvorstellungen. Doch auch in den anderen Ländern des europäischen Kontinents benötigte die (nicht selten gewaltsame und mit blutiger Unterdrückung verbundene) Durchsetzung des Christentums Jahrhunderte. Unter der Oberfläche, im Bereich des Volksglaubens, hielten sich zudem Glaubensformen und Gebräuche, die ihre ursprünglichen Wurzeln im vorchristlichen Denken hatten, noch außerordentlich lange. Sie umfassten all das, was seit der Neuzeit mit dem abwertend gemeinten Begriff des „Aberglaubens“ belegt wird.

Das Denken in magischen Kategorien, in der Religionswissenschaft auch als „magisch-sakrales Weltbild“ bezeichnet und oft als Mischform christlicher und vorchristlicher Elemente auftretend, bestimmte das gesamte europäische Mittelalter. Dafür gibt es viele Beispiele aus den unterschiedlichsten Lebensbereichen. Der Bogen spannt sich dabei von der „sympathischen Heilkunst“, die auf Entsprechungen zwischen Körperfunktionen bzw. Krankheiten einerseits und Farben, Gestirne, Steine usw. andererseits beruhte, bis hin zu Wettersegen, Feldumritten, Talismanen und eben der Verwendung bestimmter, apotropäischer Zeichen und Symbole. Das Denken der vorchristlichen Zeit (das im

Bewusstsein der Menschen oft gar nicht mehr als solches erkannt wurde, sondern sich weitgehend unhinterfragt im alltagskulturellen Selbstverständnis festgesetzt hatte) war nicht nur unter der Oberfläche, der dünnen Firnis des christlichen Glaubens präsent, sondern verband sich z.T. auf die phantasievollste Weise mit ihm. Wir haben es dabei allerdings mit einer religionsgeschichtlichen Erscheinung zu tun, die sich in ganz ähnlicher Weise auch im außerchristlichen Bereich findet: im sogenannten „Volksislam“, etwa in der Türkei und in den arabischen Ländern, verbanden (und verbinden) sich islamische, aus dem Koran überlieferte Glaubenselement mit der viel älteren Vorstellungen, die noch auf die Zeit vor der Islamisierung zurückgeführt werden können.

Apotropäische Zeichen als sichtbare Sinnbilder eines magisch-sakralen Abwehrzaubers finden sich daher auch an Gebäuden, die aus dem Mittelalter und der z.T. sogar noch aus der frühen Neuzeit stammen. Dies gilt für viele Gegenden, nicht zuletzt auch für den Kraichgau und Orte in seiner weiteren südwestlichen Umgebung (z.B. Mosbach, Waiblingen, Schorndorf usw.). Ein charakteristisches Beispiel dafür sind die sogenannten „Neidköpfe“, die in der Region an verschiedenen Stellen auftauchen, sei es als Zierelemente am Fachwerk oder aber als fratzenartige Ornamente an bestimmten Steinbauten. Die am Simmelturm im Südosten der Brettener Altstadt auffallenden und umgangssprachlich meist als „Masken“ oder „Fratzen“ bezeichneten und im Ausdruck und Machart z.T. sehr unterschiedlich ausgeformten steinernen Gesichter sind in genau diesem kulturgeschichtlichen Zusammenhang zu sehen. Der Begriff „Neidkopf“ selbst leitet sich von der althochdeutschen Bezeichnung „nid“ ab, die in relativ vielschichtiger Bedeutung für „Neid“, aber auch für „Hass“ und „Zorn“ stand und damit in gewisser Weise eine gegen den Feind und die von ihm ausgehenden Bedrohung gerichtete Energieentladung symbolisierte. Die „Neidköpfe“ haben nicht immer nur (wie im Brettener Simmelturm) menschenähnliche Züge, sondern zuweilen auch die von Tieren oder Fabelwesen.

Der Simmelturm wurde in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts errichtet und diente zunächst als südöstliche Eckbastion der Brettener Stadtbefestigung. Sein Name leitet sich von dem mittelhochdeutschen Wort „sinwel“ ab, das so viel wie „kreisförmig“ oder „rund“ bedeutet. Ob die Neidköpfe am oberen, gänzlich umlaufenden Turmfries direkt zur Zeit der Erbauung angebracht wurden oder erst etwas später entstanden, lässt sich nicht mehr mit Gewissheit feststellen. Unabhängig von einer exakten Datierung dürften sie jedoch aus der Zeit des späten Mittelalters stammen – und damit aus einer Zeit, in der magisch-sakrales Denken und die damit verbundenen Vorstellungen von Abwehrzauber noch weit verbreitet waren.

Abwehrzauber: welchen drohenden Schaden sollten die gespenstisch anmutenden Gesichter abwehren? Bei einem Befestigungsturm liegt die Antwort auf diese Frage vordergründig scheinbar auf der Hand: feindliche Angreifer, die die Stadt von außen bedrohten. Allerdings konnten diese eigentlich nur aus östlicher Richtung kommen, denn westlich und nördlich des Turmes lag die Stadt mit ihrer Wehrmauer und im Süden erstreckte sich sumpfiges, kaum begehbares und auch für ein feindliches Heer nur schwer zugängliches Gelände. Bezeichnenderweise spielten sich in diesem Sumpfgebiet, durch das lediglich (in Nord-Süd-Richtung) ein vom Weißhofer Tor (heute Ecke Pforzheimer Straße / Georg-Wörner-Straße) ausgehender Knüppeldamm führte, während der

Belagerung Brettens durch Herzog Ulrich von Württemberg im Jahre 1504 kaum nennenswerte Kampfhandlungen ab: die Württemberger zogen es vielmehr vor, die Stadt von Osten und Norden her zu attackieren. Hätte es angesichts dieser konkreten topographischen Gegebenheiten nicht vollauf genügt, Symbole ds Abwehrzaubers auf die östliche Turmflanke zu beschränken?

Doch kann die trotzdem gänzlich umlaufende Bestückung des Turms mit Neidköpfen noch auf weitere Zusammenhänge verweisen. Da ist zum einen die unmittelbare Nähe des Sumpfes, einer zwielichtigen und unheilschwanger erscheinenden Geländeform, die nicht ganz geheuer anmutete. Wer wusste schon genau, welche Dämonen ein solcher sumpf hervorbringen konnte? Auch in diese Richtung waren folglich Wachsamkeit, Schutz und Abwehr geboten. Zum anderen diente der untere Teil des Turms zeitweilig als Gefängnis, das „Böse“, die Übeltäter, die hier einsaßen, waren nicht nur durch Schloss und Riegel, sondern auch durch Symbole eines Abwehrzaubers zu bannen. Auch Assoziationen dieser Art mögen dazu beigetragen haben, den Fries am Turm umlaufend mit abschreckenden Zeichen zu versehen.

Letztendlich verweist das Phänomen der Neidköpfe – am Brettener Simmelturm, aber auch andernorts – auf die Schwierigkeiten, derartiger Erscheinungen allein aus den Denkkategorien der Moderne heraus und unter Zuhilfenahme der allgemein gängigen wissenschaftlichen Instrumentarien (etwa der bauhistorischen Forschung) zu deuten. Das völlig andersartige Denken und Empfinden des Mittelalters (und z.T. auch noch der frühen Neuzeit, bis weit ins 17. Jahrhundert hinein) erfordert vielmehr ein ebenso intuitives, wie sensibles Einfühlen und letztlich das Nachvollziehen einer Vorstellungswelt, die uns heute zunächst völlig fremd ist. Erklärungen erschließen sich nicht allein aus dem Stofflichen (dem konkreten Bauwerk und seiner materiellen Beschaffenheit), sondern stets nur aus der Verbindung von dessen Analyse mit dem Nachvollzug mentalitätsgeschichtlicher Entwicklungen im Alltagsleben der jeweiligen Entstehungszeit.

Dr. Peter Bahn

Literatur:

DÜLMEN, Richard / SCHINDLER, Norbert (Hrsg.): Volkskultur. Zur Wiederentdeckung des vergessenen Alltags (16.-20. Jahnhundert). Frankfurt 1984

HUXOLD, Erwin: Die Fachwerkhäuser im Kraichgau. Ein Führer zu den Baudenkmälern. 2. Aufl. Sinsheim 1993

MUCHEMBLED, Robert: Kultur des Volks- Kultur der Eliten. Die Geschichte einer erfolgreichen Verdrängung. Stuttgart 1982

ROTT, Hans (Bearb.): Die Kunstdenkmäler des Großherzogtums Baden. Beschreibende Statistik. Neunter Band: Kreis Karlsruhe. Erste Abteilung: Die Kunstdenkmäler des Amtsbezirks Bretten. Tübingen 1913

SCHÄFER, Alfons: Geschichte der Stadt Bretten. Von den Anfängen bis zur Zerstörung im Jahre 1689. Bretten 1977 (Brettener stadtgeschichtliche Veröffentlichungen, Band 2)

Magie des Alltags

Bei Kramen in alten handschriftlichen Unterlagen zur Geschichte der Raußmühle bin ich kürzlich auf Notizen zu einer Ausstellungseröffnung im Jahr 1997 gestoßen. Der Titel der Ausstellung hieß: „Die Vollkommenheit des Unvollkommenen oder die Magie des Alltags“.
In der „alten Uni“ in Eppingen habe ich ein damals noch seltenes Thema mit Exponaten aus meiner Sammlung vorgestellt. Es ging um Sekundärverwendungen, Reparaturen und Umnützen im bäuerlichen Arbeitsalltag. Gleichzeitig wurde das erste Fahnenfestival in Eppingen durchgeführt. Auch daran war ich beteiligt, mit einer provokativen, weißen Fahne, die aus einem Fenster des Gebäudes hing und an einen alten Bohnenstecken geknüpft war. Meine Worte dazu riefen damals viel Protest bei den Honoratioren hervor.
Aber meine Anmerkungen zur Geschichte der Raußmühle haben ein paar Gedanken angedeutet, die bis heute nicht weiter verfolgt wurden. Ob das eine Richtung ist, in der weitergeforscht werden muss, ist noch nicht entschieden. Man könnte hier noch mal anknüpfen. (Wittegawenhusen!) Der Ton der Einführung ist ziemlich forsch, aber lange noch nicht widerlegt.
Auch gibt es einige Bemerkungen, z.B. zur Bienenproblematik und zum Umweltschutz, die heute deutlich bedenklicher sind, als man vor 17 Jahren für möglich gehalten hat.
Ich habe mich entschlossen, dieses „veraltete“ Dokument in unserem Periodikum abzudrucken, um gerade einigen heutigen Mitgliedern des Vereins die Möglichkeit zu geben zu erfahren, wie wir damals dachten und was wir in der Zwischenzeit auch vielleicht ein wenig anders sehen. Zumindest ist die „Frühgeschichte“ unseres Lebens auf der Raußmühle zwischen den Zeilen zu spüren.

700 Jahre Geschichte mit Kriegen, Missernten, den kurzen Zeiten des Friedens, in denen sich der bäuerliche Alltag endlos auszudehnen schien, sind über die alte Raußmühle hinweggegangen. Als Mühle der späteren Wüstung Wittwgawnhusen, die im Westen von Eppingen am Wittecampweg liegt, ist sie sicher einige Male durch Unglück oder Zerstörung dem Erdboden gleichgemacht worden. Die Ruthards – die Namensgeber der späteren Geschlechter der Raußmüller – müssen ein zäher Menschenschlag gewesen sein. Immer haben sie sich entschieden, an der Einmündung des Himmelreichbachs in die Elsenz auf einer kaum sichtbaren Erhebung am Sulzfelder Weg, der schon von den Kelten als Wanderweg in den Süden benutzt wurde, die Mühle, wieder aufzubauen. Im Laufe der Wiederaufbauten variierten die Grundrisse je nach Bedarf der ländlichen Umgebung. Die

im frühen 16. Jahrhundert – vermutlich im Bauernkrieg zerstörte Mühle – war einige Meter weiter im Westen gelegen auf einer mit Eichenpfosten befestigten Insel im Schilfgürtel der Elsenzniederung. Der sich im jetzigen Hof befindende Brunnen, der 1984 ausgegraben und rekonstruiert wurde, gehörte sicher zum älteren Gebäude. Unter dem ausgegrabenen Pflaster aus gelbem Sandstein liegt unerklärlicher Weise ein roter Pflastergrund, der in unserer Gegend nicht ansteht. Gegenüber der Raußmühle soll sich noch ein nicht freigelegter großer Gewölbekeller befinden. Allerdings ist er bereits geomantisch belegt.

In den sechziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts begann dann das große Mühlensterben. Sieben Großmühlen sollten die Mahltätigkeit der zahlreichen Kleinmühlen übernehmen. Mit wasserrechtlichen Enteignungen und Abfindungen war das Ende einer Jahrhunderte alten Kultur in Sicht. Die Mühlen wurde abgerissen, zu Diskotheken, Wohnhäuser, Parkplätzen und Fabrikanlagen umgebaut. Auch das Ende der Raußmühle schien vorprogrammiert.
Doch der Zufall hat es anders bestimmt. 1975 begann ich mit Freunden und der Hilfe wandernder Handwerksburschen, die sich immer wieder vom Charme des Gebäudes, den möglichen traditionellen Handarbeiten und von gutem Wein angezogen fühlten, die grundsätzliche Renovierung der Gesamtanlage. In den letzten 22 Jahren ist nun wieder sichtbar geworden, welch ein harmonisches „Gesamtkunstwerk“ die Mühle darstellt. Die komplette Dachlandschaft gliedert sich mit unterschiedlichen Höhen, Flächen und Formen zu einem Kreispanorama aus Krüppel- und Vollwalmabschlüssen zu einer kleinen Geschichte der Dachformen. Alles hat seinen Sinn und sein Maß. Die 3-Seitenanlage bietet Mensch und Tier Schutz vor Witterung und Feinden. Es ist die logische Sprache einer längst vergangenen Zeit.

Die Mühle ist aus einem Dornröschenschlaf erwacht. Verwildert und unfunktional hat sie nicht gemerkt, wie nah sie am Abgrund stand.

Es ist gut zu erwachen – aber in welche Welt? „Eine Welt die will, dass sie bleibt wie sie ist, will nicht, dass sie bleibt“. So hat es Erich Fried gesagt und so steht es am efeuüberwachsenen Eingang zur Raußmühle. Vor einigen Jahren habe ich die Sentenz eines römischen Denkers an das bereits wieder entfernte Scheunentor am Raußmühlweg geschrieben: „Das mächtige Karthago führte drei Kriege. Nach dem ersten war es noch mächtig, nach dem zweiten noch bewohnbar, nach dem dritten nicht mehr aufzufinden“. Einige haben das – weil es deutlich und wahr ist – als eine Provokation gesehen. Andere haben bedauert, dass es nicht mehr zu lesen ist. Später hing an einem Baum eine Tafel:

Die Zeit vergeht,
das Gras verwelkt,
die Milch entsteht
die Kuhmagd melkt.

Die Milch verdirbt,
die Wahrheit schweigt,
die Kuhmagd stirbt,
ein Geiger geigt.

Aber wir wollen sogar mehr als die traurige Erkenntnis von Ringelnatz, der den Spaziergängern und Fahrradfahrern immer wieder wehmütige Wahrheit ins Gedächtnis zurückruft.
Was ist los auf der Raußmühle? Immer dasselbe oder nun ein bisschen mehr, hat ein Freund gefragt. Wenn ich es recht bedenke hat sie einen gewagten Sprung in die Zukunft gemacht. Ein Objekt des europäischen Kulturerbes auf Messers Schneide zwischen Industriegebiet und Biotop. Wo wollen Sie leben?
Gleichzeitig mit dieser Ausstellung läuft ein Kunstkonzept von Wera Mündörfer „Flagge zeigen," Stellung beziehen, neue Symbole finden. Es ist ein schwierig Ding mit Fahnen, selbst wenn man sie nur als Malfläche sieht. Von einer aggressiven, aber nicht unrichtigen Gestaltung – schwarz-rot-gold mit Reißverschluss, halbgeöffnet, darunter die braune Unterwäsche der Reichskriegsflagge bis zu einem engagierten vertretbaren Kunsttext: "Die Kunst ist ein Schrank, das Leben ist eine Baustelle, die Metaphysik ist auch nur ein Hemd, die Zeit der Flaggen ist vorbei, zeige dein wahres Gesicht, habe ich doch schlicht die weiße Fahne gewählt: „Ihr habt den Krieg gegen die Natur begonnen, ihr habt noch nicht gemerkt, dass ihr bereits verloren habt. Hängt die weiße Fahne raus, ergebt euch, ändert euch, vielleicht habt ihr noch eine Chance." Das ist Minimalart, arte povere, die Nixkunst. Die Vollkommenheit des Unvollkommenen oder die Magie des Alltags.
Eppingen ist eine alte Ackerbürgerstadt. Es gab hier Bürger die vom Acker lebten. Das war dieses Stückchen Land auf dem der Humus in tausend Jahren um einen Zentimeter wuchs. Die guten Böden von Eppingen, das war, was diesen Ort im Mittelalter reich und glücklich machte. Heute ist das ein wenig anders. Da kann man düngen und spritzen und rausholen was man will. Man gibt es ja chemisch zurück. Nur geht das nicht ewig so und manchmal geht schon gar nichts mehr.

Aber dies ist keine Ausstellung gegen die Agrarindustrie. Es ist ein Versuch der Annäherung an die Welt der bäuerlichen Mentalität.

Was ist das, ein Bauer?

Er baut die gigantischen Türme des Weizenhalms, die tiefgegründeten Schätze der Wurzeln und Rüben. Er baut den durchsichtigen, die Farbe wechselnden Lein, in den man in die Wirtschaft geht am Sonntag und in die Grube fährt am Schluss. Und er baut die Gemüse, die Äpfel und Birnen gegen den Durst und die Trauben für den Wein. Er schlägt das Holz für das Feuer im Winter und sägt die Bretter für den Sarg, er baut den Pflug und erkundet die Kunst der Metallurgie. Nebenbei züchtet er „Tränende Herzen“ für die Geliebte und die Lilie unter dem Kruzifix. Aber unter dem dünnen Lack seiner jungen Sprache stottert die Magie, weil sie die Frau Holle sieht im Holderbusch am Misthof, weil sie weiß, dass ein Wort über ein Korn Segen oder Unglück bringen kann. Er vertraut der Kirche, aber es ist besser den Dämonen und den alten Göttern – zumindest sicherheitshalber – auch noch den Tribut zu erweisen. Das wissen die Vertreter der Religion und veranstalten Traktorweihen und Segnungen des Werzwischs. Das ist auch nicht schlimm, wenn man etwas versteht von der Erde, die vor dem Pflügen durch die Finger gesiebt wird und man weiß, wie das Wetter wird und dass das Kauen von Weidenrinden von Kopfweh befreit, weil darin Salizylsäure wohnt. Wie viele Generationen sind nötig um die Geheimnisse der Alraune, der Knoblauchrauke, des Wermuts zu erkennen? Was wissen wir über den aufgehenden und abnehmenden Mond in Bezug auf das Wachstum der Pflanzen? Unbestrittenes, über Generationen Gepflegtes wird neu zu untersuchen sein für die, die nicht so simpel weitermachen wollen, wie es uns als möglich vorgegaukelt wird.

Warum haben die Sonnenblumen dieses Jahr nicht gehonigt? Bringen die neuen Züchtungen, Manipulationen in Zukunft überhaupt noch Honig?

Die bäuerliche Kultur ist eine Erfahrungskultur, in der von Generation zu Generation mehr verfügbares Wissen weitergegeben wurde. Man hat die Welt beobachtet, nicht verändert, zu einem bestimmten Ziel hin.

Der Bauer, der weder schreiben noch lesen konnte, war ein Benützer der endlosen Bibliothek der Natur, in der er alles anfassen konnte. Der bäuerliche Alltag war eine schier endlose Reihenfolge vielfältiger Arbeitsabläufe. Die Gerätschaften für den Ackerbau, die Viehzucht, der Haus- und Stallbau wurden meist von Handwerkern hergestellt, die selbst noch Nebenerwerbsbauern waren. Mit den teuren Werkzeugen, wie Pflug und Wagen, wurde sehr schonend umgegangen. Die Wagenräder waren während der Feldarbeit mit nassen Säcken verhängt, die Pflugschar im Winter gegen Rost mit Öl eingestrichen. Man konnte es sich einfach nicht erlauben, bei der Schwere der Feldarbeit schlechtes Werkzeug

zu haben. Dennoch bricht jede Sterz einmal, die Grindel reißt auf und muss mit einem Eisenring zusammengehalten werden. Die Erde schleift die Pflugsohle in tausend Arbeitsstunden zu einem dünnen Brettchen, das dann unbedingt mit einem Stück Holz aufgedoppelt werden muss, bevor der Pflug ganz zerbricht. Hemd und Hose gehen ihren Weg vom Sonntagskleid über Arbeitsklamotten bis zum Putzlumpen oder Bettvorleger. Aus Großvaters Grabstein wird ein Sautrog geschlagen, die abgebrochene Sense zu einem Krautmesser umgearbeitet. Manchmal sind die Reparaturen geniale Ideen oder eine professionelle Handwerksarbeit, gelegentlich eine eilige kurzfristige Improvisation, die nur für den Moment gedacht ist. Dann wieder sind die Lösungsversuche am Rande der Verzweiflung angesiedelt.

Auf jedem Bauernhof befand sich eine Gerümpelecke, in der jede Menge „Gruscht“ aufgehoben wurde. Ein paar Leitersprossen, der abgebrochene Spatenstiel, das geplatzte Rohr der Brunnenpumpe, eine Kiste mit abgeschliffenen Eggenzähnen, eine Pflugschar, die zu kurz war, um noch einmal angeschmiedet werden zu können und etliches, dem man nicht m ehr ansieht, was es einmal war, dann Dinge, von denen man nicht mal mehr weiß, wer sie dahin gestellt hatte oder woher sie gekommen waren. In diesem Materiallager der bäuerlichen Kreativität schlummern die Lösungen für jedes anstehende Problem. Viele Künstler des 20. Jahrhundert fanden auf diesen „Friedhöfen“ der Werkzeugrelikte die Materialien und provokanten Ideen, die sie in dadaistische Objekte, surrealistische Skulpturen und verfremdete Collagen verwandelten, von denen eine bezwingende Faszination ausging, selbst wenn man die Einzelteile aus banalen Alltagszusammenhängen kannte.

Einige der reparierten Stücke besitzen gerade in einer musealen Dokumentation eine fast beängstigende Lebendigkeit, die die Grenze zwischen Funktion und Kunst zu verwischen scheint. Doch die Bauern und ländlichen Handwerker, die Wanderarbeiter, Kesselflicker, Rastelbinder, Scherenschleifer, Flickschuster und Störschreiner hatten früher wahrhaft andere Sorgen als irgendwen mit Originalität und Witz zu verblüffen oder die Zeitgenossen mit „Denkanstößen“ traktieren zu wollen.

Die Faszination, die von der Patina der geflickten Sachen ausgeht, ist verräterisch. Zwar haben wir es bitter nötig unsere Alltagsökonomie zu überdenken, aber die in dieser Ausstellung gezeigten Objekte einer „Ökonomie des Notbehelfs“ wollen weder ein neues Tugendgebot unter die Leute zu bringen, noch wollen sie „Impulsgeber für den ideologischen Rückzug auf vorindustrielle Erfahrungs- und Lebensformen sein“, wie Gottfried Korff in einer Einleitung zu einer „Flickwerk“-Ausstellung 1983 sagte.

Die reparierten, sekundärverwendeten Dinge wollen lediglich erinnern, dass es eine andere Welt gab, vielleicht in Nischen noch gibt, von der aus ein erinnerndes Wissen ableitbar scheint, das uns bei unseren zukünftigen Entscheidungen zur Verfügung stehen sollte.

F. Dähling -Jütte

Das Fachwerkhaus Steingasse 4, früher Kettengasse 23 oder Haus Nr. 150 ist heute 557 Jahre alt.

Wir stehen hier vor einem Stück gemauertem und gezimmertem Stadtgedächtnis, wie es Herr Hettich in einem Zeitungsartikel ausdrückte. Ein „Schwebegiebel-„ oder „Flugsparrenhaus“, das laut bauhistorischem Gutachten von Armin Seidel im Frühjahr 1457 aus Eichenbalken gebaut wurde.

Was heißt das?

Zunächst einmal schwebt und fliegt hier gar nichts. Ein zusätzlicher Sparren ist vor die Giebelwand gesetzt und liegt auf den vorkragenden Rähm- und Deckenbalken auf, bzw. auf Fuß-, Mittel- und Firstpfette. Diese sind mit einem Querbalken parallel zur Hauswand verbunden. Es entsteht also ein vorspringendes Dach, das die Fassade vor Witterungseinflüssen schützen könnte.

In Eppingen gibt es 4 Schwebegiebelhäuser:

Gerbergasse, Kirchgasse, Steingasse und Altstadtstraße

Aber fast alle Giebel sind nach Osten gerichtet, zeigen also auf die dem Wetter abgewandte Seite. Macht es da wirklich Sinn, das Dach so weit vorzuziehen?

Einige Autoren glauben darin eine Modeerscheinung des 15. Jahrhunderts zu sehen, Das ist nicht sehr glaubwürdig, da die Konstruktion einen teuren Aufwand bedeutete.

Oder war eine nirgendwo mehr erhaltene Vorrichtung an den Querbalken angebracht, unter der man Pflanzen oder Textilien oder etwas völlig Anderes der Luft aussetzte bzw. trocknete. Mais und Tabak kommen natürlich nicht in Frage, da diese Pflanzen zur Bauzeit noch nicht bekannt waren.

Sinn und Zweck dieser ungewöhnlichen Fachwerkkonstruktion sind also nicht geklärt.

Auf Grund der Bauweise des Hauses Steingasse 4 ist als Bauherr ein Bauer aus der mittleren sozialen Schicht zu vermuten.

Aber warum ist die Giebelseite zur sehr kleinen Steingasse und nicht zur wesentlich längeren Kettengasse gerichtet?
Wie aus dem Merianstich von Eppingen zu erkennen ist, war genau in Verlängerung der Steingasse in der Stadtmauer ein Tor, das in die Allmendwiesen und in die Vorgärten führte. Der Verkehr der Kuh- oder Ochsengespanne der wohlhabenden Bauern aus der Altstadt führte also genau durch die Steingasse und es war sicher für die Erbauer wichtig, hier ihre sozialen Kontakte zu pflegen.

Vor 2 Jahren hat der Förderverein RM e.V. das seit Jahren leer stehende Haus zu einem symbolischen Preis erworben. Es soll restauriert und der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden, um einen Blick in die alltäglichen Lebensumstände unserer Vorfahren werfen zu können. Eine spärliche Möblierung und einige relevante Gegenstände aus der materiellen Sachkultur der Bauern sollen realistisch von ihrer Alltagskultur erzählen.
Natürlich werden wir das Haus nicht mehr in seinen ursprünglichen Zustand versetzen können, da es ganz sicher strohgedeckt war. Aber ein paar qm Priebenziegel, die von der Altstadtstraße einzusehen sind, ermöglichen die historischen Veränderungen von der Weich- zur Tonziegeleindeckung wahrzunehmen. Die modernen Falzziegel des jetzigen Daches werden gegen handgezogene Biberschwanzziegel ausgetauscht.

Inzwischen liegt neben der bauhistorischen Untersuchung auch das statische Gutachten des Ingenieurbüros Faust vor.
Hier sei erwähnt, dass dieses gemeinsam von der Stadt, den Heimatfreunden und des Fördervereins RM e.V. finanziert wurde. Nach einer noch zu erstellenden kunsthistorischen Untersuchung der erhaltenen Putze, Farben und mit Gummirollwalzen gestalteten Wände kann endlich mit den restauratorischen Arbeiten begonnen werden.

Was kann dieses 2.älteste Haus über die sehr entfernte Zeit seiner Erbauer, über ihre Religion und ihr Brauchtum sagen?
Außer der architektonischen Aussage, wie z.B. Größe, Form, Baustil, also dem Einordnen in eine gewachsene Stadtstruktur, brauchen wir selbstverständlich ein Verständnis der Zeit, in der dieses Haus erbaut wurde.
Die „große Pest“ (1346-59) ist gerade mal 100 Jahre her. Dieser apokalyptische Schrecken steckt den Generationen der Erbauer noch in den Knochen – und der unfassbare Bauernkrieg steht vor der Tür. Im Juni 1474, das Haus ist noch keine 20 Jahre alt, lagerten in der Umgebung von Niklashausen (heute Werbach) im Taubertal 40.000 Menschen. Es

waren Wallfahrer aus fast allen Gegenden des Reiches und sie alle wollten den Viehhirten und Musikanten Hans Böhm, den Pauker (oder Pfeifer) hören. Dieser verkündete, ihm sei die Jungfrau Maria erschienen und habe ihm aufgetragen zu predigen. Er sprach sich für Gleichheit aller Menschen aus, daher auch für die Verweigerung des Frondienstes und freie Jagd, wetterte gegen die Gier der Reichen und nahm wichtige Themen des Bauernkrieges vorweg. Der Pfeifer wurde gefoltert und auf dem Scheiterhaufen verbrannt, seine Asche in den Main gestreut.

Haben die Erbauer der Steingasse 4 die Reden gehört, waren sie Sympathisanten der kommenden europaweiten Auseinandersetzung zwischen Unten und Oben?

Wir wissen es nicht, kennen ja noch nicht einmal ihre Namen.

Wie haben diese Menschen ihre Zeit gesehen, welche Weltbilder prägten ihre Entscheidungen.

Dieses 15. Jahrhundert – eine Vision einer neuen Welt leuchtete auf, aber das Mittelalter war noch nicht zu Ende. Das Spätmittelalter und die Frühneuzeit schieben sich wie durchsichtige Folien übereinander: Eine Zeit von Brüchen und Widersprüchen, von Sektierertum und Hexenprozessen, von Kriegswirren und Sittenverfall, Humanismus und Inhumanität.

Sicherlich kannten die Erbauer der Steingasse 4 nicht die Bildwelt eines Hieronymus Bosch (1474), aber in ihren Hirnen spukten die Dämonen und Geister, flogen Fabelwesen auf Fischen reitend durch die Lüfte und Horrorfiguren sich ineinander verbeißend, sich gegenseitig auffressend und mit Speeren durchbohrend, bevölkerten die schlaflosen Nächte der Bauern grotesker als die Schundmedien unserer Zeit. Aber ein Traum einer gerechteren Welt leuchtete über dem Horizont auf und eine soziale Erneuerungsbewegung sehnte sich nach Freiheit und Selbstbestimmung. In den darauf folgenden Jahrhunderten wurde alle Hoffnung brutal erstickt und es folgte Krieg auf Krieg.

Es ähnelt ein wenig unserer Zeit, in der wir vor den extremsten Katastrophen der Menschheitsgeschichte stehen.

Was gibt es Neues an Wissenswertem aus der „Frankeburg“?

Es ist gut, wenn eine Gemeinde ein umfassendes Archiv besitzt. Und besonders wichtig ist es, dass es eine gute Archivarin gibt. Frau Binder hat aus den Feuerversicherungsbüchern die Besitzergeschichte des Hauses Steingasse 4/Kettengasse 23 ermittelt. Das gesamte 19. Jahrhundert ist nun erforscht und mit Hilfe der Kauf- und Güterbücher könnte man wahrscheinlich noch etwas weiter kommen, aber da es dazu kein Register gibt, müssen wir uns noch bis zur nächsten Führung gedulden. Aber hier schon einmal herzlichen Dank im Voraus und vor allem für die bisherigen Erkenntnisse.

Im gesamten 19. Jahrhundert ist das Haus – soweit es sich aus den Eppinger Feuerversicherungsbüchern zurück verfolgen lässt – in 2 Haushälften aufgeteilt gewesen und getrennt voneinander verkauft oder vererbt worden.

Dabei finden sich unter den Besitzern auffällig viele Handwerker, v.a. Maurermeister. 1808 sind als Besitzer je einer Hälfte des 2-stöckigen Hauses aus Holz im Anschlag von 100 Gulden eingetragen: Johann Siegmann und „Peter Sallwey's Wittib". Den Namen Sallwey gibt es im Ortssippenbuch nicht, aber 1813 verkauft **Philipp Lampert** diese Haushälfte im Namen seines „Blödsinnigen Curanden Friedrich Servai" an den Maurermeister Kaspar Bieg. Laut Ortssippenbuch ist Friedrich Servai der Sohn von Peter und Katharina Servai. Letztere starb 1812. Kaspar Bieg selbst war nicht lange im Besitz dieser Haushälfte und hat wohl auch nie darin gewohnt. Er verkaufte 1813 an **Ludwig Geßler**, einen des Schreibens nicht mächtigen, frisch verheirateten Schneiders. Dieser hat seinen Anteil nicht abbezahlen können, denn Kaspar Bieg verkauft das Haus 1815 an den Weber **Adam Bachmann**.

Die Immobilie wird folgendermaßen beschrieben:

> Ein „halbes Wohnhauß in der Kettengaß gelegen, Ein(er)s(eits) Caspar Baumann, andereseits die allmend Straß, stoßt vornen auf die allment Straß, u. hinten auf Georg Neuwirt, nebst seinem ohnweit des Haußes gelegenen leeren Pläzlein, Eins. Johannes Siegmann, and(erer)s: Conrad Staub, mit allen Recht u. Gerechtigkeit wie es Verkäufer besessen und genossen hat (…)".

Bachmann behielt die Haushälfte jedoch nicht, sondern verkaufte sie bereits 3 Tage später am 13.10.1815 an die **Geschwister Bernhard Sauter und Anna Maria Sauterin**. B. Sauter war Zimmermann, verheiratet und hatte einen Sohn. Seine Schwester Anna Maria war die ledige Mutter eines Sohnes. (Beide Sauters konnten nicht schreiben und unterzeichneten den Kaufvertrag mit 3 Kreuzen).

Die Geschwister verkauften 1827 gemeinsam an **Joseph Walter**, einen Maurer und Beisaß in Eppingen. Dieser verkaufte 1833 an den aus Sulzfeld stammenden Landwirt **Gottlieb Wolfmüller**, der mit seiner frisch angetrauten Ehefrau Margarethe, geb. Scholli, einzog. Hier wurden ihre 10 Kinder geboren. Sie wohnten bis an ihr Lebensende in diesem Haus, das sie 1872 an ihren ältesten (noch lebenden) Sohn **Philipp Wolfmüller**, einen Straßenwart, übergaben. Im Hausübergabevertrag heißt es:

„Gottlieb Wolfmüller Eheleute besitzen laut Grundbuch zu Eigenthum: Grundstück Nr. 147 zur Hälfte. Ein halbes 2stöckiges Wohnhaus in der Kettengasse dahier, Hausnummer 150, neben Allmend u. G. Wörner von Eppingen, und übergeben hiermit dieses Wohnhaus ihrem Sohne Philipp Wolfmüller zu einem sofortigen, unwiderruflichen von einer einstigen Einwerfung im Stück Befreiten Eigenthum unter folgenden Bedingungen: a.) Die

Übergeber behalten sich vom ganzen Wohnhaus das lebenslängliche unentgeltliche Nutzniesungsrecht vor. b.) Stirbt eines der Übergeber, so geht dieses Nutzniesungsrecht ungeschmälert auf das Längstlebende über (…)“

Philipp Wolfmüller starb 1900 und hinterließ sein halbes Haus den 3 Söhnen **Jakob, Philipp und Karl Wolfmüller**: Die Söhne verkauften das Haus an **Johannes Frank**, Maurer und Wegwart, und seine Frau **Karoline, geb. Klingenfuß**, im Juni 1900. Im Güterbuch heißt es dazu:

> „verkauft an Johannes Frank Joh. S. Maurer 45 Mtr. Hofreite in der Altstadt an der Kettengasse neben Gasse und Georg Welz Wittwe mit einem 2 stöckigen Wohnhaus und Stall und gewölbten Keller hierher anteilig: die südliche Hälfte des Wohnhauses und Kellers, sowie den östlichen Stall und Antheil an der Hofreite, ehemannlich Erbschaft für 1100 M.“

Die Haushälfte, die 1808 Johann Siegmann in Besitz hatte, verkaufte er 1827 an **Johann Nepomuk Walther**, einem aus Bayern stammenden Maurer. Dieser verstarb 1833 und die Haushälfte ging in den Besitz seiner **Witwe Anna Maria, geb. Rupp**, und seines Sohnes **Sebastian Walther** über, die je ¼ des Hauses besaßen. Nach dem Tod der Witwe 1855 ging auch ihr Hausanteil in den Besitz des Sohnes über. Dieser Sebastian war wie sein Vater Maurer von Beruf. Auch dessen Sohn **Bernhard Walther** ergriff das Maurerhandwerk.

1840/41 wird das Haus folgendermaßen beschrieben:

> „Ein zweist. Haus mit Dach, Logis, Stall u. gewölbten Keller in der Kettengasse,
> 1. Stock Stein, Versicherungssumme: 400 M.“

Nach dem Tod von Sebastian Walther 1877 wurde sein Sohn Bernhard Eigentümer dieser Haushälfte. Als Bernhard und später auch seine Witwe gestorben waren, kaufte ***Johannes Frank*** von den Erben 1926 auch diese Haushälfte, so dass er nun alleiniger Besitzer war. Im Feuerversicherungsbuch von 1922 heißt es nach einer „Verbesserung“ 1928; Wohnhaus mit Stall und Balkenkeller im Stock“.

Wie in jedem Bauernhaus wurde unter dem Dach gelebt, gestorben, geboren, es wurde gekauft und verkauft, es gab Recht und Unrecht, Lachen, Verbitterung und Streit. Die Gespräche hinter diesen Wänden sind verklungen und unwiderruflich vorbei.

Unsere Aufgabe besteht darin, dieses Haus zu retten, es zugänglich zu machen für all diejenigen, die sich für die Geschichte des Alltags unserer Vorfahren interessieren und den Faden zur verschwundenen Zeit nicht abreißen lassen wollen.

Johannes Frank, der nach einem ganzen Jahrhundert der Hausteilung zu Beginn des 20. Jahrhunderts alleiniger Besitzer war, hat dem Haus seinen Spitznamen gegeben: „**Frankeburg“**

Armin Seidel, der Hausforscher, der das Gebäude wissenschaftlich untersuchte, kann beruhigt sein: Das Volk in der Kettengasse hat den Namen rein ironisch verwendet. „Burg“ steht für ein altes ruinöses Haus, wie man auch z.B. zu einen Schrottwagen „alte Mühle“ sagt. Da Johannes Frank ein sehr stattlicher Mann mit sehr tiefer Stimme gewesen sein soll, der in einem sehr kleinen alten Haus wohnte, war die Namensgebung sehr „pfiffig“, wie die alten Kettengäßler erzählen.

Frank Dähling -Jütte

Neues vom Dachsenfranz

Wer sich mit der Kulturgeschichte der Mausefallen im Kraichgau befasst, stößt früher oder später unweigerlich auf den Dachsenfranz.

In Bauernhöfen, Gaststätten und Mühlen gab es immer wieder schlimme Ratten- und Mäuseplagen, denen man mit herkömmlichen Mitteln nicht mehr Herr werden konnte. So war man froh, wenn dieser seltsame „Waldmensch“ mal wieder in der Gegend auftauchte. Dieser Mann, ein abenteuerlich aussehendes Original mit langem Bart und Fellen bekleidet, lebte Jahrzehnte im Heidelberger, Wieslocher, Zuzenhausener und Eppinger Forst in teilweise selbstgegrabenen Höhlen. Francesco Regali war ein in Mailand geborener Mann, der auf der Flucht vor der Polizei über Österreich in unserer Gegend gekommen war. Er hatte beim Exerzieren seinen Vorgesetzten getötet. Sein Überleben in den Wäldern gelang ihm durch seine Kenntnisse im Fang von sogenanntem „Geziefer“. Er stellte Fallen, in die Füchse, Marder, Katzen, Dachse, Ratten und Mäuse gingen, deren Pelze er zu nutzen verstand und deren Fleisch ihn vor dem Verhungern rettete. Rehe, Hasen und Schweine soll er nie erbeutet haben, was ihn vor großem Ärger bewahrte. Einige Leute erinnern sich noch an sein feinschmeckerisch gesagtes: „Has zäh, Katz gutt“. Auch arbeitete er oft bei Bauern und Städtern, indem er Steinmetzarbeiten ausführte. Aber seine große Kunst bestand im Fangen von Ratten und Mäusen, wofür er mit Essen und Trinken bezahlt wurde. Außerdem kannte er viele Kräuter, Wurzeln und magische Rezepte für Krankheiten, wie Rheuma, Trübsal, und Liebeskummer. Berühmt war sein „Dachsenschmalz“, das er erfolgreich an den Mann und an die Frau brachte und das ihm seinen eigenartigen Geruch gegeben haben soll, der ihn schon von weitem ankündigte.

Man war froh, wenn er wieder im Land war und noch froher, wenn er wieder ging. Auf Frauen muss er einen großen Eindruck gemacht haben.
Es gibt etliche Fotos von ihm und in den Zeitungen wurde oft über ihn berichtet. Legenden über seine Ausstrahlung, seine Sprüche und Abenteuererzählungen von seinen Jagdkünsten sind auch heute noch ein Gesprächsthema. Am geheimnisvollsten ist sein plötzliches Verschwinden zu Beginn des Ersten Weltkrieges. Nie wieder hat man etwas von seinen Hunden, seinem Wagen, auf dem er Fallen, Fangapparate, Waffen, Proviant und Handelsware durch die Ortschaften schob, gehört. Gerüchte sagen, er sei bei Verdun gefallen, andere geben vor zu wissen, dass er anonym in Eppingen bestattet worden sein soll. Weil er auch heute noch nicht vergessen ist, gibt es sogar ein nach ihm benanntes Dachsenfranzbier von der Adlerbrauerei in Zuzenhausen. Herr Wilhelm Werner ist vielleicht der größte Kenner dieses ungewöhnlichen Menschen, zumindest hat er viel Material zu dessen Biographie zusammengetragen. Am 6. April wird in der „alten Uni“ in Eppingen eine Ausstellung mit dem Titel „Eigenbrötler“ eröffnet. Darin wird auch „der größte Raubtierfänger Francesco Regali“ wieder auftauchen, was zeigt, dass das Interesse an dieser Figur ungebrochen ist. Rainer Scherb vom Förderverein Raußmühle hat einen mir bisher nicht bekannten Text entdeckt, in dem in einem „biologischen Spaziergang durch die Kleintier- und Pflanzenwelt“ eine ganz neue Seite des „Dachsenfranz“ aufgeschlagen wird. Diesmal ist er Philosoph und Kenner biologischer Geheimnisse, die zumindest damals nicht jedem geläufig waren. Dieses Original scheint noch einige Überraschungen zu bieten.

Auszug aus

Biologische Spaziergänge
durch die Kleintier-
und Pflanzenwelt.
von Dr. K. Adolf Koelsch.

erschienen im Verlag von T.F. Steinkopf, Stuttgart, 1908.

Erstes Kapitel.

Worin vom Dachsenfranz die Rede ist, von den allgemeinen Wechselbeziehungen zwischen Pflanzen und Tieren, und von Ameisen, die Ackerbau treiben und in hängenden Gärten wohnen.

Alljährlich, wenn die Kirschen reiften, ist in unser entlegenes Dörfchen im badischen Unterland ein kurioser Geselle gekommen, der im Volksmund einfach der Dachsenfranz

hieß. Lang, knochig und etwas gebeugt, eine krumme Raubvogelnase im gelben, von unzähligen Furchen zerknitterten Gesicht und zwei scharfe Augen dabei, ein frisches Pfefferminzkräutlein zwischen den Lippen und eine zerschlissene Marderfellmütze auf dem weißhaarigen Haupt, - so zog er mit seinem zweirädrigen Karren, den er selber schob, und einer Meute von Dachshunden und Bracken durchs Land, fing Füchse, verhandelte den abergläubischen Bauern das übelriechende Dachsenschmalz und machte sich reichlich in Naturalien, Tabak und Schnaps dafür bezahlt. Er konnte auch aus Hasel- und Birkenholz sehr zierliche Tischchen schnitzen; den größten Teil des Tages aber verbrachte er irgendwo in der Sonne liegend, rauchend, philosophierend oder behaglich schnurrend wie ein spinnender Kater, blinzte in die Luft und wartete, bis einer der wenigen Wünsche, die er hatte, ihn zwang, sich zu erheben.

Dieser Geselle hat mir die erste Lektion in der Biologie erteilt. Und das war so gekommen: Wir lagen beisammen im Gras, vor uns blühten ein paar Flockenblumen, und in den zarten roten Blütenkörbchen krabbelte ein Häuflein Ameisen herum.

Er fragte mich, ob ich wüßte, was das Insektenvolk auf diesen Pflanzen treibe.

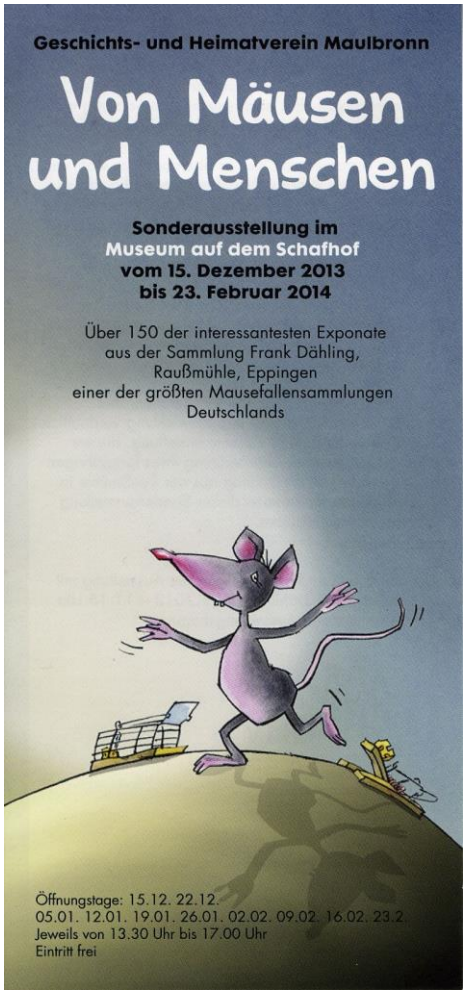
Ich war damals Gymnasiast, konjugierte schon griechisch und prahlte gern ein wenig mit meinem Wissen allen Leuten gegenüber, die ich für ungelehrter hielt als mich selbst. Jetzt war ich aber um eine Antwort doch sehr in Verlegenheit und habe wahrscheinlich irgend etwas recht Dummes gesagt; denn der Dachsenfranz begann mir eine große Standrede zu halten, in der er sich recht spitzig und verächtlich über das eingebildete Wesen der gelehrten Städter aussprach, und erklärte mir schließlich, daß die Ameisen auf den Glockenblumen säßen, weil die Hüllschuppen der Blütenköpfchen in reichlichem Maße einen Zuckersaft ausschieden, den sich die kleinen Tierchen sehr wohl schmecken ließen. Aber das sei noch lange nicht alles; denn die Ameise zeige sich für diese Leckerkost der Pflanze auch erkenntlich, indem sie alle anfliegenden Käfer und andere Insekten, die es auf die zarten Blütenblättchen und Staubgefäße abgesehen hätten, schleunigst in die Flucht schlage. Die Ameise sei also eine Art Sicherheitspolizei, die sich die Pflanzen halte, und Beziehungen, wie diese, gäbe es noch sehr viele in der Natur. Aber davon wüßten die gelehrten Herren und Bücherwürmer auf unseren hohen Schulen wohl nichts.

Erst später erfuhr ich, wie unrecht der Dachsenfranz unseren Naturforschern getan hatte, und daß die Erscheinung des Zusammenlebens von Pflanzen und Tieren, zu gegenseitiger Förderung, der Wissenschaft längst nichts Unbekanntes mehr war, - wenn auch wir Jungen auf unserem Gymnasium nichts davon zu hören bekamen. Denn schon im Jahre 1688 hatte Nay über das Vorkommen von Ameisen in den hohlen Stämmen gewisser exotischer Pflanzen berichtet. Freilich hatte damals noch niemand an engere Beziehungen zwischen den tierischen Gästen und ihren Wohnungsgebern aus dem Pflanzenreiche

gedacht. Man hat das Zusammentreffen für ein rein zufälliges gehalten und bei dieser Auffassung ist es geblieben bis in die Mitte des letzten Jahrhunderts hinein.

Frank Dähling - Jütte

Dachsenfranz – Franzesko Regali,
der berühmte Raubtierfänger.



Kaum irgendwo zeigt sich der menschliche Einfallsreichtum so bizarr, grausam, raffiniert, durchdacht aber auch spleenig und abartig wie bei der Erfindung von Mäuse- und Rattenfallen.

Im Agrarzeitalter war es eben auch im wahrsten Sinne des Wortes überlebensnotwendig, dass das Korn auf der Bühne, das Rauchfleisch im Fliegenschrank oder das Brot im Keller von Mitbewohnern jeglicher Art verschont blieb.
Was die natürlichen Mausefallen wie Katze, Wiesel oder Eule nicht schafften, mussten nun die mechanischen Fangeinrichtungen leisten.
Doch Totgesagte leben länger, denn lustig tanzt die Maus auch noch heute dem menschlichen Erfindergeist auf dem Kopf herum.

Über 150 verschiedene Mausefallen, ihre Kulturgeschichte und ihre Entwicklung verdeutlicht diese einzigartige Zusammenstellung, die wir mit freundlicher Unterstützung ihres langjährigen Sammlers Frank Dähling aus der Raußmühle in Eppingen im Rahmen dieser Sonderausstellung präsentieren dürfen.

Eröffnung und Einführung in die Ausstellung mit Herrn Frank Dähling:15.12.2013 - 11.15 Uhr
Anschließend Ausstellungsbeginn

GHV
Geschichts- und Heimatverein
Schafhof 6
75433 Maulbronn

Anstelle des Eintrittsgelds bitten wir um eine Spende

Grafik: Wilfried Gebhard

Die weite Welt der Mausefallen

- Sonderausstellung über Mausefallen im Museum auf dem Schafhof.
- Seit mehr als 1000 Jahren versuchen Menschen, die Nager fernzuhalten.

LISA SCHARF | MAULBRONN

So genau weiß Frank Dähling nicht mehr, wann er seine erste Mausefalle gesehen hat. Vor 30 oder 40 Jahren ungefähr. An die Falle selbst erinnert sich der 70-Jährige aber noch sehr gut: „Es war eine bemalte Klotzfalle, auf der stand: ‚Du sollst nicht stehlen'." Er habe dabei gedacht, wie komisch die Menschen doch seien. Es bringe schließlich nichts, den Mäusen das Klauen zu verbieten, wo doch eigentlich der Mensch der Dieb ist, der ihnen ihre Nahrung klaut.

Heute besitzt Dähling über 800 Mausefallen aller Art. Sie sind vom 15. Dezember bis 23. Februar im Museum auf dem Schafhof in Maulbronn ausgestellt. Es ist die fünfte Ausstellung im vierten Jahr des Heimatmuseums. Und es sollen noch viele weitere folgen: „Unter dem Motto ‚lebendiges Museum' wollen wir immer wieder neue Ausstellungen präsentieren", sagt der Vorsitzende des Geschichts- und Heimatvereins (GHV) Maulbronn, Kurt Haas.

Die Sonderausstellung zur Weihnachtszeit, die den Namen „Von Mäusen und Menschen" trägt, zeigt laut Frank Dähling etwas Grundsätzliches aus dem menschlichen Alltag: Die Menschen brauchen Nahrung, welche auch gesichert werden muss. Diese Vorratswirtschaft wird durch Nager oder Schädlinge gestört. Seit über 1000 Jahren versuchen die Menschen nun, ihre Vorräte vor eben diesen Schädlingen zu schützen. Die Art und Weise, auf die diese Versuche ausgeführt wurden, kann in Etappen gegliedert werden. Die Strategien wandelten sich vom simplen Graben einer Grube über ein schweres Gewicht, das auf das Tier fällt, bis hin zur neuesten Falle, die Dähling seiner Sammlung hinzufügen möchte: Eine Blechfalle, die eine SMS an das Handy des Besitzers sendet, sobald eine Maus gefangen ist.

Sammler Frank Dähling (rechts) führt der GHV-Vorsitzenden Kurt Haas in die Geschichte der Mausefallen ein. Die Stücke können bald im Museum auf dem Schafhof in Maulbronn bestaunt werden. FOTOS: SCHARF

> „Ich hoffe, dass man eines Tages besser mit den Tieren zusammenlebt, als es heute der Fall ist."
>
> Frank Dähling

„Alle menschlichen Arten der Hinrichtung gibt es auch bei Tieren", sagt Dähling, egal ob Quetschen, Erschießen oder Tod durch Strom. Ebenso wie grausame, todbringende Fallen gibt es auch Lebendfallen. In der Sammlung des 70-Jährigen finden sich sogar Exemplare, die nicht funktionieren. Das älteste Stück, das auch funktionstüchtig ist, stammt etwa aus der Zeit um 1500. Es gebe auch Lady-Fallen, erzählt Dähling. Man könne sich dort beispielsweise die Finger nicht einklemmen.

Seine Sammelleidenschaft wurde geweckt, als Dähling im Zuge seines Ethnologiestudiums begann, sich nicht nur für afrikanische Völker, sondern auch für die Lebensweise seiner Vorfahren zu interessieren. In deren Alltag spielten die Nager natürlich eine Rolle. „So lernte ich die Fallen als materielle Sachkultur kennen", sagt er heute. Dähling betont, dass seine Sammelleidenschaft keinesfalls bedeutet, dass er keine Tiere möge. Er hat selbst Haustiere und sagt, er hoffe, dass die Menschen eines Tages besser mit den Tieren zusammenleben, als es heute der Fall ist.

Das Museum

Der **ehemalige Maulbronner Gemeindeschafstall** wurde vom Geschichts- und Heimatverein (GHV) zu einem Museum umgestaltet. Die Dauerausstellung zeigt die Entwicklng vom klösterlichen Schafhof zur bürgerlichen Gemeinde. Anlässlich des zehnjährigen Bestehens des GHV wird zurzeit das zweite Obergeschoss des Museums umgebaut. lif

Weitere Informationen: http://www.maulbronn.de

Von Mausefallen gibt es zahlreiche unterschiedliche Modelle.

Phantasie ist wichtiger als Wissen,
denn Wissen ist begrenzt

Albert Einstein

Eppingonia

Der große Brand im Februar 1894

Im Eppinger Volksbote vom 8. Februar 1894 kann man darüber lesen:

„Eppingen, 6. Febr.. Gestern Nachmittag nach 5 Uhr brach in der Scheune des Sonnenwirts Thomä ein Brand aus, welcher sich, da ein starker Westwind wehte, anfänglich schnell verbreitete und man befürchtete, es könnte die ganze Häuserreihe bis zur Rothstraße ein Raub der Flammen werden. Doch durch das thatkräftige Eingreifen der Feuerwehr konnte dem Feuer Einhalt geboten werden. Die Scheuer samt Anbau des Sonnenwirts Thomä, die Scheuern des Heinrich Diefenbacher und Sattler Frey, sowie die des Schmied Gebhard sind gänzlich abgebrannt. Der Knecht des Sonnenwirts Thomä, August Sauter von Weiler, Oberamts Brackenheim (Württemberg) wurde von seinem Dienstherrn der Brandstiftung beschuldigt, deshalb verhaftet. Derselbe hat die That eingestanden und sieht seiner gerechten Strafe entgegen.“

Zwei Tage später bedankten sich mit einer „Oeffentlichen Danksagung“ Sonnenwirt Konrad Thomä, Sattlermeister Konrad Frey, Heinrich Diefenbacher und Schmiedemeister Heinrich Gebhard bei der Feuerwehr, den Hilfsmannschaften, der Bahnhofsfeuerwehr und der weiblichen Bevölkerung von Eppingen, ebenso bei den Wehren der Nachbarorte für die „schnelle und thatkräftige Hilfeleistung.“

Die dazugehörige Akte zur Schadensabschätzung findet sich im Stadtarchiv unter der Signatur Ep A 116/6. Entschädigung erhielten folgende Gebäudeeigentümer für den Schaden an ihren Gebäuden:
1. für Philipp Vielhauer Witwe;
Geb. No. 33 c. Stall mit Heuboden: 17 M 50 Pf. (= Brettener Straße 20)
2. Für Philipp Schmelcher, Bäckermeister
Geb. No. 38c Scheuer 35 M 80 Pf. (=Brettener Straße 26)
3. Für Seligmann Ettlinger;
Geb. No. 41a. Wohnhaus: 31 M 20 Pf. (=Brettener Straße 28)
b. Scheuer: 472 M 96 Pf.
4. für Heinrich Gebhard;
Geb. No. 45a. Wohnhaus: 64 M 08 Pf. (=Brettener Straße 30)
b. Scheuer: 2056 M
c. Anbau: 712 M
d. Hinterbau: 136 M
5. für Konrad Frey und Heinrich Diefenbacher; (=Brettener Straße 32)
Geb. No. 46a. Wohnhaus: 173 M 15 Pf
b. Scheuer 439 M
c. Schweineställe: 37 M o4 Pf
6. für Konrad Thomä; (=Brettener Straße 34)
Geb. No. 50a. Wohngebäude: 1251 M 64 Pf.
b. Scheuer: 3016 M
c. Stallanbau mit Schweineställe: 1232 M
d. Stallbau: 2056 M
e. Backhaus: 72 M 94 Pf.
7. für Johann Glesing; (= Wilhelmstraße 22?)
Geb. No. 51a. Wohnhaus mit Scheuer: 48 M 06 Pf.
Für Beschädigungen durch das Löschen erhielten Seligmann Ettlinger und Heinrich Gebhard noch einige Mark extra, insgesamt belief sich der Brandschaden auf
zusammen 15.822 M 77 Pf.

Mit herzlichem Dank für die Archivrecherche an Frau Petra Binder vom Stadtarchiv Eppingen

Ein Leben im Einklang mit der Natur

Der Volkskundler, Landwirt, Alt-68er und Umweltschützer Frank Dähling betreibt die Raußmühle bei Eppingen

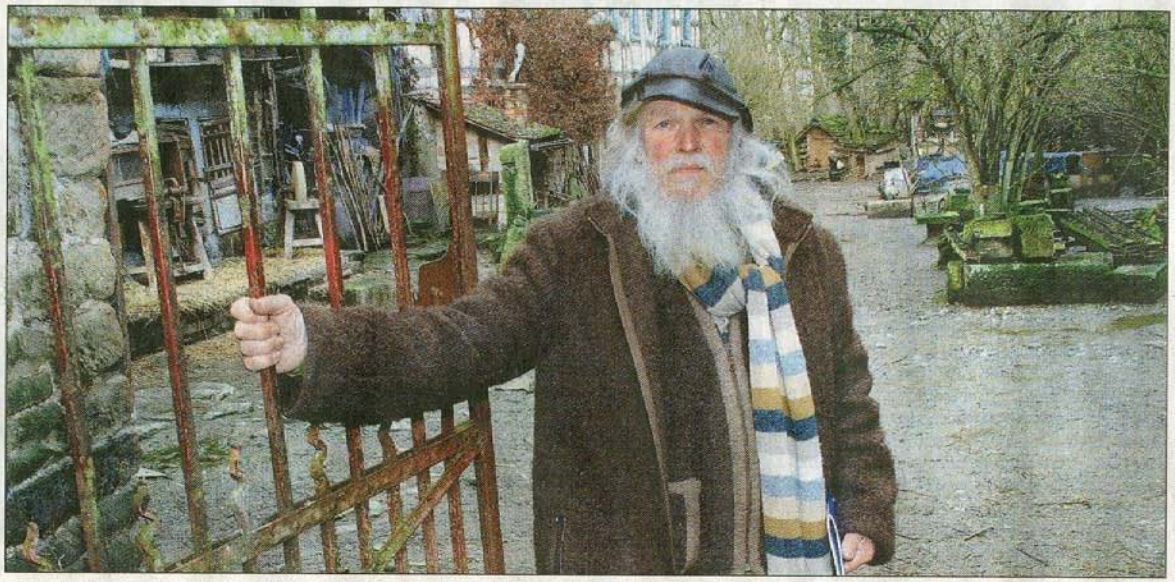
Von Volker Knopf

Eppingen. Keine Frage: Frank Dähling ist außergewöhnlich. Der 70-Jährige mit dem Rauschebart ist Volkskundler, Mühlenbesitzer, Landwirt und Umweltschützer in Personalunion. Und nicht zuletzt ist der gebürtige Pforzheimer ein leidenschaftlicher Utopist. Er lebt in der Raußmühle bei Eppingen, die 1334 erstmalig urkundlich erwähnt wurde. Aber nicht alleine. Lebensgefährtin Heidi Böck sowie rund 40 Schafe, acht Ziegen, Hühner, Gänse und Enten, die einen schon am Eingang begrüßen, teilen das Leben mit ihm. Es ist ein Leben im Einklang mit der Natur und den Jahreszeiten.

Dähling ist auch ein leidenschaftlicher Sammler. Im Dachboden der Mühle offenbart sich ein riesiges Panoptikum. „Zauber auf dem Dach" nennt er seine Kollektion von Feierabendziegeln. Schon in der Antike wurden Dach- und Mauerstein mit Symbolen zur Abwehr böser und zur Versöhnung guter Geister verziert. Seine Ausstellung zeigt Abwehrzeichen und Heilsformeln, Bann-, Schutz- und Segenssprüche mit Tier- oder Menschendarstellungen. Hexagramme und Pentagramme, Jahreszahlen und Monogramme erzählen vom Leben und Denken der Ziegler, von Volksfrömmigkeit und Aberglauben.

„Ich sehe das als einen unglaublichen Schatz an. Es wäre ein gigantischer Verlust, wenn dies alles verloren ginge", meint Dähling, der bereits seit 1975 in der Mühle lebt. Doch damit nicht genug: Im Museum im Dachboden finden sich noch zahlreiche weitere Schätze. Von der Gelehrtenstube bis zur spätmittelalterlichen Rauchküche zeigt sich eine schier unglaubliche Vielfalt seltsamer und sehenswerter Exponate.

Es ist für den Besucher wie der Eintritt in eine längst verblichene Welt, die man im Übrigen erst betreten darf, nachdem der Kauz, der ein wenig an die schrullige TV-Figur „Catweazle" erinnert, einen Spruch an der Pforte des historischen Gebäudes aufgesagt hat. „Das ist mein Deal mit den Geistern", fügt er schelmisch hinzu.



Frank Dähling vor der Mühle, in der er mit seiner Lebensgefährtin und vielen Tieren lebt und ein Museum beherbergt. Foto: Knopf

Frank Dähling ist ein Alt-68er und schon immer auf der Suche nach einer besseren Welt. Von Pforzheim zog es ihn einst an die Sorbonne nach Paris, um Philosophie und Ethnologie zu studieren. Später ging es nach Heidelberg und Mannheim in die Hausbesetzerszene. Ein Rebell wie aus dem Bilderbuch, der auch nach Jahrzehnten seinen Idealen treu bleibt. Dass ihn manche für etwas skurril und weltfremd halten, stört den Idealisten keineswegs.

Auch eine immense Sammlung von Sensen und Pflügen beherbergt die zugige Mühle. Über Jahrzehnte hat Dähling den Fundus zusammengetragen – aus Speichern, Scheunen oder von Trödelhändlern. Die Faszination für diese Utensilien ist dem Selbstversorger durchaus anzumerken. Die Mühle und das Museum des bäuerlichen Lebens sind für ihn Leidenschaft und Lebenswerk zugleich. Als er die Mühle Mitte der 1970er Jahre das erste Mal betrat, war sie dem Verfall preisgegeben. „Als wir hier ankamen, war das eine komplette Ruine. Urlaub habe ich im Übrigen seit 35 Jahren nicht mehr gemacht", erzählt Dähling nebenbei.

Mit viel Engagement und Mitstreitern wie Wandergesellen oder Studenten befreite er die historische Mühle von all dem Schrott, der dort im Laufe der Zeit abgelegt wurde, und restaurierte sie. Naturgemäß geht die Arbeit an so einem Gebäude nie aus. Die unendlichen Mühen haben sich gelohnt: 1976 wurde die historische Mühle zum Kulturdenkmal erklärt, 20 Jahre später wurde sie Teil des Europäischen Kulturerbes.

Eines möchte Dähling, der sich als Handwerker und Poet sieht, keinesfalls: das ländliche Leben vergangener Zeiten romantisieren. „Das war damals alles andere als gemütlich, sondern ein täglicher Kampf ums Überleben in hoher Abhängigkeit vom Rhythmus der Jahreszeiten", resümiert der Landwirt.

Die Raußmühle mit ihrer jahrhundertealten Geschichte und ihrem original erhaltenen Pflaster nennt er eine „Insel der Erinnerung". Die Ideen gehen dem experimentellen Archäologen nicht aus. Ganz im Gegenteil: Der 70-Jährige hat eine „Via Mulina" im Kopf, einen internationalen Mühlenweg quer durch Europa. Natürlich muss er dafür noch viele Menschen, Gremien oder Touristiker überzeugen. Aber dies hat der Öko-Rebell, der anfangs von den Bürgern im Kraichgau eher kritisch beäugt wurde, bereits in Eppingen geschafft. Und auch an seiner aktuellen Vision wird er zweifellos stoisch festhalten.

Manche wissen von nichts das Meiste und die Meisten wissen nichts, während einige wissen, was sie nicht wissen, aber keiner weiß alles, was er nicht weiß.

Frank Dähling - Jütte